Jakob Jonas Björnståhls
Briefe
auf seinen
ausländischen Reisen
an
den königlichen Bibliothekar
C. C. Gjörwell
in Stockholm.
Aus dem Schwedischen übersetzt
von
Just Ernst Groskurd
und
Christian Heinrich Groskurd,

Dritter Band,
welcher Briefe aus Savoyen, der Schweiz, Deutschland,
Holland und England enthält.

Mit Churfürstl. Sächsischem Privilegio.

Rostock und Leipzig,
bey Johann Christian Koppe. 1781.

AD BIBLIOTHEC. MONAST. LAMBACENS.
W6/56/44

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Jacob Jonas Björnståhl
Professors der morgenländischen Sprachen
zu Lund

Briefe

auf seinen
ausländischen Reisen
an
den Königlichen Bibliothekar
C. C. Gjörwell
in Stockholm.

Aus dem Schwedischen übersetzt
von
Just Ernst Groskurd.

Des dritten Bandes
Erstes Heft
welches Briefe aus Savoyen und der Schweiz
enthält.

Mit Churfürstl. Sächsischem Privilegio.

Leipzig und Rostock,
bey Johann Christian Koppe. 1779.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorbericht des Uebersetzers.

Man hat diese Vertheilung der björnståhlschen Briefe in kleinere Lieferungen gewählt, um so viel öfterer im Stande zu seyn, die Erwartung des deutschen Publikums wenigstens mit Etwas Neuem zu befriedigen. Gegenwärtige Abtheilung enthält alles,

was seit der Ausgabe des zweyten Bandes von der europäischen Reise des Herrn Björnståhls im Schwedischen gedruckt ist. Der Uebersetzer wird auch künftig mit eben der Genauigkeit der schwedischen Ausgabe, die bogenweise herauskomt, auf dem Fusse folgen. Die vorzügliche Begierde, womit das deutsche Publikum die beyden ersten Bände gelesen, und die schon in so kurzer Zeit eine zweyte Auflage derselben erforderlich gemacht hat, ist ihm eine sehr schmeichelhafte Aufmunterung, unausgesetzt fortzufahren. Er bedarf keiner stärkern Ueberzeugung, eine gemeinnützige und mit Beyfall aufgenommene Arbeit unternommen zu haben.

Stockholm, den 12ten Jun., 1779.

Inhalt
der Briefe des ersten Hefts des dritten Bandes.

---

1. Brief. Chambery, den 2ten Sept. 1773.
Nachrichten von Sardinien. Unwissenheit, Barbarey und schmutzige Sitten der Einwohner. Von Cagliari. Alterthümer auf Sardinien. Volkmenge in Italien. Ueber den Charakter der Italiener, besonders von ihrer Rachsucht. Recht der heiligen Freystätten. Berg Cenis. Von Hannibals Zuge über die Alpen. Verschiedene Mundarten im Italienischen. Fernere Merkwürdigkeiten des Berges Cenis. Bemerkungen über die italienische Sprache. Vom

Grafen Pento. Von einer Charte über die Alpen zur Zeit der Römer.

2. Brief. Genf, den 7ten Sept. 1773. Nachrichten von Savoyen. Von S. Jean de Maurienne und andern Plätze in Savoyen. Kröpfe der Savoyer und Walliser. Lebensart der Savoyer. Von den Waldensern. Ueber die Duldung. Savoyische Sprache. Chambery. Aix und dasige Alterthümer.

3. Brief. Genf, den 18ten Semptember 1773. Nachrichten von Genf. Aeusserliches Ansehen dieser Stadt. Nachlässigkeit in dasigem Gottesdienste. Hang der Genfer Gottesgelehrten zu den arianischen Grundsätzen. Misdeutung des Namens Pretre in Genf. Ordination der genfer Geistlichen. Gottesdienstliche Gebräuche.

Gebräuche. Universität in Genf. Von Hr. de Roches.

4. Brief. Genf, den 22sten September 1773. Von Mylords Stanhope und Mahon. Von Woods Werke über Homer. Bibliothek zu Genf. Von der gelehrten Familie Diodati. Herrn Hennins Bibliothek. Von Herrn de Saussure. Von Herrn de Lucs Muschelkabinet. Von einem Mädchen mit einer lebendigen Schlange im Magen. Künstlich verfertigte Uhren in Genf.

5. Brief. Genf, den 28sten Sept. 1773. Reise nach den Eisbergen von Chamouni in Savoyen. Noch etwas von der savoyischen Sprache. Grotte bey Balme. Schützenfest in Genf. Von den Feuersignalen durch die Schweiz.

Von Schweden und andern Fremden in Genf.

6. Brief. Ferney, den 1sten October, 1773. Besuch bey Herrn von Voltaire. Umständliche Nachrichten von seiner Lebensart, von seinen Hausgenossen und Freunden, Frau Denys, Herr Adam und Herr du Rey. Merkwürdigkeiten auf Ferney. Verschiedene Anekdoten und witzige Einfälle von Voltaire. Ueber dessen moralischen Charakter.

7. Brief. Lausanne, den 7ten October, 1773. Von Herrn Rieu. Noch einige Merkwürdigkeiten von Genf. Reise von Genf durchs Pays de Vaud. Von Herrn Reverdil. Nachrichten von Lausanne.

8. Brief.

8. Brief. Lausanne, den 11ten October, 1773. Von Herrn Tissot. Fremde in Lausanne. Akademie daselbst. Von Herrn Seigneux. Gelehrte Gesellschaft in Lausanne. Von der schweizerischen Miliz. Von einigen natürlichen Vortheilen und Besonderheiten des Landes. Vom Bischofe von Broglie.

9. Brief. Bern, den 13ten October, 1773. Reise von Lausanne durch Freyburg nach Bern, Wiflisburg, Murten. Mundarten in der Schweiz. Gebeine der bey Murten erschlagenen Burgunder. Vergleichung der Schweiz mit Schweden. Nachrichten von Bern, insbesondre von der Regierung. Volkmenge der Schweiz.

10. Brief. Bern, den 17ten October, 1773.

Umständliche Nachricht vom Herrn von Haller. Unergründlichkeit seiner Kenntnisse. Etwas von der Naturgeschichte der Schweiz und der Erde überhaupt. Besondere Anekdoten von Herrn von Haller. Noch etwas über die Kröpfe. Vergleich zwischen Haller und Voltaire, mit Briefen von beiden.

Zweyte

Zweyte Sammlung.

Erster Brief.

Chambery, den 2ten September, 1773.

Noch ehe ich über die Alpen reise, und Italien, diesen alten Wohnsitz der Musen, verlasse, muß ich etwas von einem Lande sagen, das nichts geringers, als ein Königreich und jenem so nahe ist, aber zugleich von dem italienischen Geschmack an Wissenschaften, Künsten und feiner Lebensart so sehr absticht. Es ist artig, zwey entgegenstehende Dinge so nahe bey einander, und neben Italien eine grosse Insel zu sehen, die noch um drey bis vier Jahrhunderte gegen das übrige verfeinerte Europa zurück ist. Wer gern sehen mögte, wie die Welt aussahe, ehe die Menschen noch Welt hatten, kurz, als noch alles in einer unschuldigen Unwissenheit, die wir sonst Barbarey nennen, lag, der reise dahin; hin zum wenigsten, denn im Lande selbst kann niemand reisen; Landstrassen sind bis jetzt gar nicht da, und nie ist irgend jemand da gereiset. Sie wissen, welches unter den Königreichen in Europa das blühendste ist: lassen Sie sich nun auch zum erstenmal sagen, welches unter allen das unwissendste, und in aller Absicht uncultivirteste ist: sonderbar ists, daß beide Inseln sind — ich rede ja von Großbrittannien und Sardinien — entgegensetzte Dinge neben einander stechen desto

stärker ab, trifft hier abermals ein. Man hat ein altes bey den Italienern noch sehr übliches Sprichwort: Tutti insolari cattivi; ma I Siciliani pessimi; man könnte dazu setzen: I Sardi barbarissimi; doch nehme ich den Ausdruck Barbar hier für weiter nichts, als für ungelehrt, ungeschliffen, unwissend und einfältig, denn boshaft und grausam sind sie nicht. Vor allen Dingen muß ich eine grosse Ausnahme wegen einer andern nahegelegenen Insel machen, die sich selbst genug ausnimt; das für seine Freyheit so tapfer fechtende Corsika zeigt, daß weder Faulheit noch deren Pflegetochter die Barbarey sich dort eingenistet habe; eine Insel, die einen **Paoli** und andre grosse Männer hervorgebracht hat, noch mehr, wo man dergleichen Männer zu schätzen versteht; die Natur hat sie auch durch eine breite Meerenge von der andern abgesondert. Die Corsikaner, die ich getroffen habe, haben ihrem Vaterlande Ehre gemacht; itzt rede ich von Sardinien. Die in Cagliari angelegte Universität hat bisher noch nicht sehr viel Licht auf der Insel verbreiten können, doch fangen die Einwohner nun an, etwas weniges von Lebensart anzunehmen, seitdem aus dem blühenden Piemont und Turin eine beständige Besatzung daselbst gehalten wird; allein vor etwa 20 Jahren ist ihre Lebensart noch so bäurisch gewesen, daß ich anfangs die lächerlichen Erzählungen, die man mir davon machte, kaum glauben wollte, doch als ichs nachher von verschiedenen Seiten, sowol von Officieren als andern, bestätigt fand, litte die Sache weiter keinen Zweifel. Sie leben hier in

in einer so glücklichen Unwissenheit, daß sie sich schlechterdings mit keiner Art Kenntnissen den Kopf zerbrechen; sie wissen nicht, ob ein anderes Land, ausser ihrer glücklichen Insel Sardinien, da ist; zwar haben sie gehört, daß ihr König in Turin wohnt, aber in welchem Lande das liegt, das geht über ihren Begriff. Ein Officier aus einer vornehmen Familie in Cöln stand Gevatter, der Priester sollte seinen Namen und Geburtsort ins Kirchenbuch schreiben, Cöln wollte er nicht setzen, denn das war ihm zu hochgelehrt, er schrieb also nur di queglas partes, das war so viel, als aus der Weltgegend, die wir unbekannte Länder nennen; sie nennen alle Fremde di queglas partes, denn die Sprache ist noch ein gebrochnes Spanisch, obschon der König Befehl gegeben hat, daß das Italienische in den Schulen gelehret werden soll. Einer von ihren gelehrten Lehrern fragte eben diesen Officier, ob der König von Sardinien auch eine Garnison in Cöln hielte. Bey den Vornehmen, besonders auf dem Lande, findet man keine Stühle, die adlichen Damen sitzen oft auf dem Boden, wie die Araber: sie sind äusserst schmutzig und unreinlich: sie können sich oft ein gewisses hüpfendes Insekt vom Busen nehmen, und es auf dem nächsten beßten Altare, der Schnupftobacksdose u. dgl. ihrer Rache aufopfern, und das nicht selten in Gegenwart ihrer Anbeter. Ihre Küche ist sehr unreinlich: der Bratenwender komt mit allerhand Arten Fleisch auf den Tisch, dann streift man die Stücken in Körbe herunter, und so ißt man; die Lackayen haben zwar reiche

Livree, die von Golde strotzt, allein dabey gehn sie mit niedergetretenen Schuhen, ohne Strümpfe, ohne Halstuch, Hände haben sie, die noch nie gewaschen sind; ja wol noch schlimmer, in ihren ungekämmten und zusammengezausten Haaren wimmelts von — —. Die Kammerjungfern gehn fast nackend, oder doch in zerrissenen Lappen; das hindert gleichwol nicht, daß die vornehmen Damen sie an die befehlshabenden Officiere schicken, um sie bene venutos zu begrüssen. Galanteriekrankheiten nehmen sehr Ueberhand; eine Dame sagt rein aus: mein Mann ist in Montpellier, um sich curiren zu lassen, und wenn er zurück komt, muß ich hinreisen: so wenig hat das schöne Geschlecht auf dieser Insel heucheln gelernt. Das Volk steht tief im Aberglauben: sagt man, z. B. von ohngefähr zu einem Kinde, daß es ein recht artiges Kind ist, so gehn sie gleich und speyen auf das Kind, um die Hexerey abzuwehren. Ich schäme mich hier zu sagen, wie sie die fallende Sucht curiren, wie sie die Eßlust schwangerer Weiber befriedigen, genug, daß es mehr als widrig ist. Ihr Land ist nicht sehr angebauet, gleichwol ist alles guten Kaufs; in Cagliari selbst kostet ein Pfund Fleisch nur einen Stüber: auf dem Lande kauft man drey Pfund für zwey Stüber. Ihren Reichthum rechnen sie nach Art der Erzväter und andrer herumziehender Hirten in Arabien, nach so und so viel tausend Schaafen, Ziegen und Kühen; ihr Kauf geschieht auch durch Tausch, 10 bis 20 Schaafe gibt man für ein Pferd. Münze ist hier sehr rar, und eben darum

alles

alles so wohlfeil. Die Einwohner sind faul, arm und hoffärtig: sie halten sich zu gut, ausserhalb ihrer Insel Dienste zu nehmen, doch mögen sie sehr gern bey den Officieren von der Besatzung gebeten seyn; sie verwundern sich dann über die Reinlichkeit und Ordnung, die sie in deren Häusern sehen. Sonst ist in ihrem Character List und Rachgier. Die ganze Insel Sardinien mag ohngefähr 365000 Menschen haben, wovon Cagliari 22000 hat. Der König hat von Sardinien jährlich 250000 piemontesische Livres, ausser dem Salzzolle und gewissen königlichen Domainen; diese Livres sind mehr als die französischen, die ganze Summe kann ohngefähr 25000 Dukaten machen. Die Stadt bezahlt ihr Salz nicht, sondern hats umsonst, es wird bey Fudern in die Stadt gefahren, man nimt davon so viel man will, doch ist die Anzahl der Fuder jährlich vestgesetzt, da man den gewöhnlichen Bedarf weiß. Ich meyne, daß diese Nachricht einen merkwürdigen Beytrag zur Geschichte des menschlichen Verstandes macht. Ein Land zu sehen, das Italien so nahe ist, wo Künste und Wissenschaften wohnen, und gewohnt haben, wo Feldherren, Redner, Weltweise, Dichter und Künstler so vortreflich und glücklich gewetteifert haben, wer seinem Geiste zur Ehre der menschlichen Natur den höchsten Schwung geben würde; ich sage, das Land, das Italien das nächste ist, ja, das dazu gehört, ein ganzes Königreich in der Finsterniß verhüllt zu sehen, da gleichwol das Licht der Wissenschaften durch alle dicke Wolken bis zu unserm kalten Norden hinauf gedrun-

 gen,

gen, ja durch den finstersten Seenebel gebrochen und über grosse Weltmeere zu den Gegenfüssern gelangt ist, so daß man schon Abhandlungen einer Akademie der Wissenschaften von Philadelphia hat: dis macht einen sonderbaren und ungemein auffallenden Abstich.

Sardinien ist doch vormals nicht in diesem Zustande gewesen; zwar glaube ich nicht, daß der heilige Ignaz hier in einer Stadt Nora geboren, und daher, wie viele gesagt, Noranus genannt worden, vielmehr bin ich der Meynung, daß man ihn nach dem Syrischen wegen seines feurigen Characters und Eifers für das Christenthum so genannt, und daß der Name nichts anders als eine Uebersetzung von Ignatius gewesen; allein aus der alten Geschichte ist doch erweislich, daß die Sarden ein merkwürdiges Volk gewesen sind. Unzähliche Denkmale sind auch noch übrig, Alterthumsforschern und Erdbeschreibern gänzlich unbekannt: denn niemand ist hier gereiset, und niemand kann hier reisen, weil es, wie schon gesagt, keine Landstrassen giebt. Doch haben verschiedene Officiere, die Neugier und Geschmack an Wissenschaften gehabt, Soldaten mit sich genommen, und Untersuchungen angestellt. Capitain **Borelli**, Ritter vom heiligen Moritzorden, hat vor andern merkwürdige Entdekkungen gemacht. Es finden sich eine Menge Tempel, Thürme, Corridore und andre Gebäude, aus unglaublich grossen Steinen zusammengesetzt, mit schneckenförmigen Treppen; inwendig findet man Aexte, Scheeren, Lanzen u. s. w., alles von Kupfer;

pfer; aber keine Inschrift ist bisher gefunden, die über die Zeit und die Nation Licht geben könnte. Dergleichen Thürme finden sich wol über 700 zwischen den Bergen zerstreuet. Die Einwohner nennen diese Thürme Noragues, die Tempel aber Altari: sie sind subdiales, oder von oben offen. Merkwürdig ists, daß diese Thürme oder Tempel alle nach dem Auf- und Niedergange der Sonne in den Nachtgleichen, oder nach der Mittagslinie und den vier Weltgegenden, wie die Pyramiden in Egypten gerichtet, und wie diese von ungeheuer grossen und langen Steinen aufgeführt sind. Viele andre Thürme giebts auch, in Kegelform gebauet. Meiner Meynung nach sind diese Gebäude und Alterthümer karthaginensisch, oder welches dasselbe ist, phönicisch, und also durch einen sonderbaren Zufall mehr phönicische Denkmäler auf dieser Insel allein aufbehalten, als sonst noch in der ganzen übrigen Welt vorhanden sind. Pausanias, Diodor und andere erzählen uns, daß die Karthaginenser Sardinien bewohnt haben. Vielleicht erhalten wir einmal von Hrn. Borelli eine vollständige Geschichte und Beschreibung von Sardinien: ich habe diesen geschickten und artigen Officier aufgemuntert, der gelehrten Welt ein solches Geschenk zu machen; er versteht sowol lateinisch als griechisch, und kann also in den ältesten Urkunden Europens forschen.

Aber es ist Zeit, daß ich Italien, nach einem etwa dreyjährigen Aufenthalte, verlasse, doch thue ichs, wie Sie sehen, sehr ungern. Ich will mich noch kurz bey der Volkmenge dieses Landes aufhal-

 ten;

ten; diese ist grösser, als man gemeiniglich glaubt. Italien ist unstreitig, der vielen Klöster und Geistlichen ungeachtet, im Verhältniß mehr bevölkert als Frankreich; man rechnet mit ziemlicher Gewißheit in Italien 13 bis 14 Millionen Menschen. Neapel hat nämlich 4 Millionen, der Kirchenstaat 2, Toscana 1, Mayland, Mantua und Modena 1, Venedig 3, der König von Sardinien nebst Parma, Lucca und Genua haben gewiß 3 Millionen; ist das nicht viel für ein so schmales Land, das so grosse und weit sich erstreckende Gebürge hat, das von so vielen ungleichen Herren und nicht an allen Orten zu wohl regieret wird? Ackerbau, Handel, Schiffahrt, Künste und Wissenschaften werden nicht an allen Orten, wie sie sollten, aufgemuntert. Der eigne lebhafte Geist der Italiener bricht sich durch die größten Hindernisse; sie sind mehr zu schönen Künsten und Wissenschaften als zu harter Arbeit gemacht. Ihre Gemüthsart wird von vielen getadelt, allein ich will deren Anzahl nicht vermehren. Vormals klagte man über ihre Eifersucht, itzt wieder über die Cicisbeen. Die, welche so viel über ihre Rachgier schreyen, haben schwerlich die Ursach davon eingesehen, die in den Gesetzen liegt. Der größte Missethäter findet in jeder Kirche — denken Sie, wie groß deren Anzahl ist, und wie dicht sie in Italien liegen — einen sichern Freyplatz für seine Verbrechen: daraus entsteht erstlich eine Leichtigkeit, sie zu begehen, und dann die Nothwendigkeit, sie an andern selbst zu strafen und sich zu rächen, um der Unstrafbarkeit und dem Schutze des Verbrechers

in

in einer Kirche zuvorzukommen, wo man ihn ohne viele und lange Formalitäten nicht fassen kann; zuweilen sind die Freyheiten so groß, daß kaum ein Verbrecher gegen die Majestät vom Altare genommen werden darf. Es ist ein Greuel, Menschen zu sehen, die eben ihre Hände mit ihrer Brüder Blut befleckt haben, und um frey und ungestraft zu bleiben, sich nicht scheuen, noch Gottes Tempel damit zu verunreinigen. Ich sahe einen Bösewicht in Turin, der am Sonntage in der Mittagsstunde, eben da wir aus der Kirche kamen, seine eigene Frau mitten auf der Strasse mit einem Messer, dem gewöhnlichen Mordgewehr in Italien, durchstach, und sogleich ohngehindert in die nächste Kirche flohe, da seine noch vom Blut rauchende Hände um Rache schrien; die Wache kam und umringte die Kirche, allein sie durfte nicht hineingehen, um den Mörder zu greifen, der nachher von den dasigen Mönchen versteckt wurde. Ich redete mit den Officieren; sie fanden meine Verwunderung über dergleichen Kirchengesetze, die der Vernunft und öffentlichen Sicherheit gerade zu entgegen sind, gegründet. In verschiedenen Kirchen sahe ich Soldaten und Ausreisser, die mit der größten Unverschämtheit Almosen erpochten, ja gar droheten, wenn man ihnen nichts geben wollte, oder sie gehn und arbeiten hieß. Doch hat man nun an verschiedenen Orten in Italien diese Freyheiten einzuschränken angefangen, und ist glücklich auf den gesunden Gedanken gekommen, daß Heiligthümer und Altäre nicht die Feinde Gottes und der Menschen schützen dürfen. Zwar unter-

lassen sie nicht, ihrer Seits verschiedene Gründe anzuführen, um eine so ungereimte Sache zu vertheidigen; sie berufen sich auf die Gesetze Mose von den Freystädten, denn die geistliche Regierung in diesem Lande befindet sich wohl bey den jüdischen Gesetzen, um ihre Hoheit, Opfer, Zehenden, die grosse Pracht beym Gottesdienste u. s. w. zu rechtfertigen. Ferner sagen sie, wenn fremder Gesandten Häuser Freystellen sind, warum denn nicht Gottes Haus? Weiter: alle Sünder sollen ja Zutritt zu Gott haben, wäre es dann nicht hart, denjenigen vom Heiligthume wegzureissen, der seine Zuflucht dahin nimt; ja sie sagen, da Gott ihn in Frieden auf dem Erdboden gehen läßt, und das Leben, das er gegeben hat, selbst nicht entzieht, sondern es ihm erhält, wie dürfen denn Menschen in ihnen nicht zuständige Rechte eingreifen? Auch vergessen sie nicht, sich auf die Erlösung und allgemeine Gnade, die allen Menschen offen stehe, zu berufen, und was sie noch mehr von dergleichen feinen Trugschlüssen anzuführen wissen, die gerade dahin abzielen, das Kriegsrecht aller gegen alle zu vertheidigen und auszuüben.

Doch ich breche von Italien auf, verlasse das schöne Piemont, das daher so heißt, weils am Fusse der Alpen liegt, nehme vom Pofluß Abschied, über den ich in den fünf souverainen Staaten, die er wässert, Piemont, Mailand, Parma, Ferrara, Venedig, so oft gegangen bin, und gehe über die Alpen, und zwar über das Stück, das itzt der Berg Cenis, bey den Alten, wenn ich mich recht entsinne,

Alpe=

Alpes Grajae, heißt. Zwar könnte ich damit groß thun, daß ich eben den Weg über die Alpen gegangen bin, als Hannibal, ohne seinen Unfall zu haben, ich meyne, die Augen zu verkälten, denn wir sind in so ungleichen Erdstrichen geboren und erzogen, ausserdem reisete er bey Winterszeit und kam sehr langsam fort; allein mir ist die Wahrheit zu lieb, um sie dem Großthun aufzuopfern. Hrn. Grosleys lange Ausschweifung im ersten Bande seiner Observations sur l'Italie, worin er beweisen will, daß Hannibal mit seiner Armee hier über den Cenis gerückt, überzeugt mich nicht. Auf dieser Höhe konnte er den Soldaten wol nicht, wie Polybius und Livius sagen, ein Stück von dem schönen Italien zeigen, denn man sieht, wenn man hier oben ist, weder Piemont noch ein anderes Land, weil andere Berge die Aussicht verhindern, und alles so verdecken, daß man das Land sogar, wenn man schon darein heruntergekommen ist, wegen der Krümmungen und Buchten des Berges, kaum sieht. Wenn Hr. Grosley S. 56 sagt, man könne das Land oben auf dem Berge sehen, so verräth er sich, daß er sich nicht umgekehrt, und so oft nach dem schönen Italien zurückgesehen hat; wir sahen und sahen, aber umsonst, unsere Augen genossen nicht mehr, und geniessen vielleicht nie wieder den Anblick dieses herrlichen Landes, wo wir so viele schöne Gegenstände gesehen, so viele Höflichkeiten genossen, und so viele Freunde haben. Andre sagen, Hannibal sey über den heiligen Bernhardsberg gegangen, allein das trifft auch nicht mit der

Geschichte

Geschichte ein. Der Ritter Folard behauptet, er sey über den Berg Genevra gezogen. Die wahrscheinlichste Meynung ist, die der Marquis de St. Simon neulich vorgetragen hat, ich meyne in der gelehrten Vorrede zu seiner: Histoire de la Guerre des Alpes, ou Campagne de 1744, par les Armées combinées d'Espagne et de France, commandées par S. A. R. l'Infant *Don Philippe* et S. A. S. le Prince *Conti*, ou l'on a joint l'histoire de Coni, depuis sa fondation en 1120 jusqu' à présent. Par Mr. le Marquis *de St. Simon*, Aide de Camp de S. A. S. le Prince de *Conti*. A Amsterdam, chez Rey. 1770. 4. Er widerlegt Hrn. Folard, und zeigt, daß Hannibal bey dem Berge Viso, bey den Alten Alpes Cottiae, weiter westlich und näher gegen Frankreich als der Berg Cenis, durchgezogen. Man kann sich um so viel mehr auf diesen Mann verlassen, da er selbst mit den Soldaten die Alpen häufig durchzogen ist, auf eben der Stelle als Hannibal im Lager gestanden, die kriegerischen Unternehmungen und Märsche versteht, alles genau auf der Stelle untersucht hat, den alten Schriftstellern mit besonderer Genauigkeit folgt, und mit einer auf der Stelle aufgenommenen Karte seine Meynung erläutert, ausserdem auf einer Tafel eine Vergleichung zwischen sich, Polybius und Livius anstellt, von welchen Folard abgeht. Er berührt auch das Unternehmen, wie Hannibal mit Feuer und Eßig Berge sprengen können, u. s. w. Doch genug von Hannibal.

Ich will nun von unserm Zuge über den von seiner Aschenfarbe sogenannten Berg Cenis reden. Es war den 30sten August, da wir diese Reise thaten. Den Tag vorher reiseten wir von Turin, das Königl. Lustschloß Rivoli, ferner die stolze Vestung Brunetta bey der Stadt Susa vorbey, welche auf einer Klippe liegt, die ganz unterminirt ist; man glaubt, sie habe ihres Gleichen nicht; zwar scheint Herr Grosley keinen grossen Werth darauf zu setzen. Wir sahen den alten Triumphbogen bey Susa, der viele Basreliefs hat, die Opfer und Triumphe vorstellen, mit Inschriften drüber: dieses Denkmaal ist nicht de beau marbre de Carare, wie sich Hr. Grosley wieder ausdrückt, es ist von einem grauen sehr mittelmäßigen Marmor. Wir nahmen die Nachtherberge in Novalese, einem Dorfe am Fusse des Berges, 25 piemontesische Meilen von Turin, die 6 gute schwedische Meilen ausmachen, denn die piemontesischen sind länger als sonst die italienischen, deren sechs nur eine schwedische machen.

Hier bey Novalese fängt schon die französische Sprache an, die selbst vom geringern Volke gesprochen wird; also hatten wir noch den Schmerz mehr, daß wir von der wohlklingenden und harmonischen Sprache, woran sich unsere Ohren um so lange gewohnt hatten, Abschied nehmen mußten. Sonst ist die französische Sprache in Turin unter den vornehmern Ständen weit mehr im Gebrauch, als sonst irgendwo in Italien. Die gemeine Sprache daselbst ist ein Jargon oder Patois, das man la lingua

Piemon,

Piemontese nennt, so wie fast jede Provinz in Italien, wie wol in allen Ländern in der Welt ihre eigene Mundart haben: in Genua wird Zeinese gesprochen, denn in dieser Sprache heißt die Stadt Zeina, statt Genova im guten Italienischen; in Mailand Milanese; in Venedig Venetiano, das sehr lieblich und angenehm klingt; in Bergamo wird Bergamasco gesprochen; in Bologna Bolognese; in Neapel Napolitano, das viel vom spanischen Laut hat. Alle diese Mundarten werden auf den italienischen Schaubühnen fast in allen Lustspielen, um etwas zu lachen zu haben, vorgestellt; jede Provinz bekomt ihren Theil. Noch mehr, wenn man nur ein wenig ausserhalb Rom kömt, hört man das nämliche Volk eine Sprache reden, die man kaum versteht, ohngeachtet in der Stadt Rom selbst so wohl gesprochen wird, daß es zum Sprichwort geworden; allein ein Theil der römischen Einwohner, die auf i Monti oder den Bergen wohnen, reden nicht so gut: sie sind ihrer Unbelebtheit und Einfalt halber bekannt; nennt man quelli sopra i monti, so will man so viel sagen, als ungeschliffner Pöbel, so wie die Trasteverini, die auf der andern Seite der Tiber am Mons Janiculus und Vatican wohnen, sich durch ihren aufrührischen Geist und ihre Frechheit auszeichnen. Sonst ist die römische Aussprache nicht wenig singend, sie ziehn die Worte mit einem gewissen Gesange. Es wird für eine ausgemachte Sache gehalten, daß um Siena, Florenz u. s. w. der gemeine Mann die Sprache ziemlich rein spricht; aber alle Toscaner haben la gorga, das heißt, sie

sprechen

sprechen C, K, oder Q, wie ein doppeltes H aus: (ich meyne das c vor a, o und u, wo es wie k lauten sollte; denn vor e, i und y hat es durch ganz Italien einen und denselben Laut, der den Franzosen so schwer auszusprechen ist, daß es bey der sicilianischen Vesper das Schiboleth war, woran sie erkannt wurden, indem sie ceci nicht aussprechen konnten,) so sagen die Toscaner anstatt casa, hhasa; calamo, 'hhalamo: aber das Frauenzimmer sprichts sanfter, wie ein schwaches h aus, hasa u. s. w. Weil nun die Römer es rein aussprechen, wie es geschrieben wird, so hat dieses Gelegenheit zu dem Sprichwort gegeben: la Lingua Toscana in bocca Romana. Woher aber die Toscaner diese Aussprache haben, ist ungewiß, ob von Alters her von den Tusciern oder Hetrusciern, oder von den Saracenen und Mauren, die eben den Laut in ihrer Sprache haben; eine neue Vermuthung will ich hinzuthun, vielleicht ists von den Gothen und Vandalen, wenigstens haben wir unser Hus, Halm u. dgl. von Casa, Calamo, durch die Deutschen, die Haus sagen, das sie unmittelbar von hasa genommen haben. So viele Mundarten indessen in Italien gesprochen wurden, so versteht man doch überall das schöne Italienische, das in Büchern geschrieben und gelesen wird: auch könnens fast alle reden, nur will der gemeine Mann nicht gern, weil er meynt, es sähe zu gezwungen für ihn aus, wenn er spräche, wie die Vornehmen reden, oder wie der Priester prediget. In Venedig sprechen sowol das Frauenzimmer als die Senatoren am liebsten die liebliche venetianische Mundart.

Meine

Meine lange Ausschweifung ist ein Beweis, wie gern ich in Italien zurückbliebe, und daß ich mit den Gedanken noch da bin, da ichs mit Augen nicht mehr sehen kann, allein gern oder ungern, ich muß über die Alpen. Am 30sten August des Morgens wurden unsere Koffer vom Wagen genommen, und in dem Dorfe Novalese auf Maulesel geladen; hernach bekamen wir auch jeder seinen Maulesel, drauf zu reiten, ein jeder hatte einen Mann hinter sich zur Begleitung, um diese eigensinnigen Thiere anzutreiben. Um 7 Uhr Morgens fingen wir an, den Berg Cenis hinanzusteigen; der Weg geht im Zickzack — sie nennens des voutes oder volte — und ist ziemlich wohl gebahnt. Keine Gefahr konnten wir sehen, ausser steilen Klippen und Abgründen neben dem Wege, die man auch wol sonst wo findet. Die diese Reise als gefährlich beschreiben, mögen nicht gewohnt gewesen seyn, über Höhen und Berge zu reisen, doch hat man im Winter und Frühjahre Schneefälle von den höhern Bergspitzen zu befürchten, die hier Lavange heissen, und oft Mann und Maulesel verdecken können. Ein klein wenig Schnee, nur wenn ein Vogel in der Höhe darin scharret, wird bald im Fallen ein Schneeball, und vergrößert sich nachher zu einem grossen Schneeberge, der mit einem erschrecklichen Fall und Getöse herunterstürzt. Beym Aufsteigen sahen wir sehr schöne Wasserfälle, die die Natur von einem Wasser so klar als ein Kristal bildet. Auf dem halben Wege am Abschusse des Berges liegt ein Kirchspiel oder Dorf mit seiner Kirche, das Ferriere heißt,

etwa

etwa eine halbe schwedische Meile von Novalese: hier fließt der Fluß Senicia vorbey, den die Bewohner des Berges Senicla nennen, soll vielleicht Cenicia oder Cenisia und Cenicle geschrieben werden, er komt aus dem See auf der Ebene oben auf dem Berge Cenis. Dis ist eben der See, den wir nachher vorbey kamen. Nun waren wir oben auf den Berg zu einem kleinen Dorfe, la grande Croix genannt, gekommen, wo ein Wirthshaus gehalten wird, wir gingen hinein, um auszuruhen, und Erfrischungen zu nehmen. Der ganze Weg hinauf, vom Fuß des Berges in Piemont, bis wo der Abhang aufhört, macht 4 piemontesische Meilen, oder 2 leucae, die hier leghe heissen, etwa eine schwedische Meile. Hier bekamen wir frische Maulesel, und fingen an über die weite grüne Ebene zu galoppiren, die auf dem Berge liegt; doch ist sie oft mit Steinen und Anhöhen unterbrochen, und also der Weg nicht beständig eben. Hier oben war die Luft kalt und frisch, ohngeachtet es unten am Berge sehr warm war, doch wars nicht so kalt, daß nicht Baron Rudbeck seidene Kleider anbehalten konnte. Wir ritten hier über das grüne Gras, Blumen und Heu, das man eben harkte und in Haufen schlug; allein auf den höhern Bergspitzen zu beiden Seiten des Weges liegt allezeit Schnee, der hart wie Eis ist, und niemals schmilzt: unserm Auge sahe er wie ein ganz weisser Schnee aus: sonderbar ist der Abstich, zugleich die schönsten Blumen und Schnee, Sommer und Winter, neben einander zu sehen. Um diese Zeit ist hier viel Vieh auf dem Berge,

Ochsen, Kühe, Schafe und Ziegen, alle sehr groß und fett; die Hirten treiben ihre Heerden um Johannis hinauf, und weiden bis Michaelis, da die Kälte eintritt; die Weide ist hier vortreflich; überhaupt sind die Alpen für Savoyen und die Schweiz ein grosser Segen, das Vieh ist unglaublich groß und wohlgefüttert; wir assen oben Käse und Butter, von vortreflichem Geschmacke, auch geronnene Milch, die hier Serasse heißt, in Rom heißt sie Ricotta. Die ganze Ebene, oder das Thal oben, wodurch wir reiseten, ist 4 piemontesische, oder 1 schwedische Meile lang, und etwa eine halbe Meile breit: mitten darin beym Dorfe Sala oder l'Hopital, das wieder mit einer Pfarrkirche versehen ist, ist ein See, der schöne Fische hat, die auf französisch Truites heissen, den schwedischen Namen habe ich vergessen, (*) und ein schwedisches Wörterbuch habe ich nicht. Dieser Fisch ist in diesem See delikater als sonst, fast alle Reisende kosten ihn, das Pfund gilt etwa eine Livre; doch sagte uns der hiesige Prediger, daß itzt nicht viele Fische in dem See gefunden würden, weil man die kleinen nimt, und dadurch die Fortpflanzung so hindert, daß der See immer leerer wird. Eben dieser Geistliche hatte die Aufsicht über den Bau des neuen Weges, den der König auf dem Berge machen lassen, um den Lavanges oder Schneefällen auszuweichen; er hat 6000 Livres, oder etwa 600 Dukaten gekostet. Sonst wenn man Schneefälle von den höhern Bergen

(*) Forell, Laxöring.

gen befürchtet, wie im Frühlinge, da es hier am gefährlichsten zu reisen ist, schickt man Leute voraus, die starke Schüsse thun, von deren Erschütterung der lose Schnee herunterfällt, dann komt man mit Sicherheit durch. Der Hr. Pastor hat 46 Jahre hier auf dem Berge gewohnt, in welchen er beständig diese hohe Gemeine, vielleicht eine der höchsten in der Christenheit, gehabt hat. Er ist fett, und sieht sehr gesund aus; ein Beweis, daß die Luft gesund ist, denn sonst findet man selten jemand, der ein Pastorat gegen ein halbes Jahrhundert gehabt hat. Von hier kamen wir zum Posthause, man nennts la Posta oder la Taverna, hier bekömt man Maulesel, und endlich zu dem Dorfe Ramasse, wo der Berg anfängt nach Savoyen herunter zu gehen. Hier gab man uns Sänften, worin wir zu einer disseits am Fusse des Berges belegenen Stadt oder Flecken Lasnebourg herunter getragen wurden: die Träger, die mich trugen, erzählten viele Geschichten, welche Herren sie getragen, wieviel Trinkgeld sie bekommen; sie hatten, wie sie sagten, in eben der Sänfte den Prinzen von Braunschweig getragen, der so ungemein gnädig und gütig gewesen u. s. w. Auf diese Art kamen wir um Mittag nach einer Reise von 5 Stunden über den Berg Cenis, der hier 5 Leghe oder 2½ schwedische Meilen ausmacht, nämlich 2 Meilen hinauf, 2 auf der Ebene im Galop, und 1 Legha disseits herunter nach Lasnebourg. Sie sehn hieraus, daß die Alpen nicht so leer sind, als man sich eingebildet, deswegen habe ich mit Fleiß Kirchspiele, Dörfer und

Kirchen genannt; wozu noch im Sommer die vielen Hirten kommen. Im Winter fährt man auf dem Schnee herunter, und das so geschwind, daß man auf dieser Seite, wenn die Bahn gut ist, in 7 bis 8 Minuten herunterrutscht, gleichwol ists eine halbe schwedische Meile: von Italiänern und Franzosen, die niemals in oder auf Schlitten gefahren, wirds als eine halsbrechende Sache beschrieben; es geht aber auch so entsetzlich geschwind, und zwar steile Berge und Felsen herunter, und jähe und tiefe Abgründe vorbey, daß ich habe müssen mit Schaudern davon reden hören. Das Fuhrwerk ist im Winter ein Slitta, so heißt ein Schlitten auf italienisch, ein Wort, das sie nebst der Sache von unserm Släde (*) so gut, als gvanti, schwedisch vantar, Handschuh, nebst vielen andern, entlehnt haben; doch ist dis ein Slitta von der schlechtern Art, und heißt Lessa oder Leze; hier auf dem Berge aber, wo man savoyisch auch französisch spricht, nennen sie es Ramasse. Wir besahen dieses Fuhrwerk; es ist recht wie ein Bauerschlitten, der Reisende setzt sich drauf, es wird aber nichts vorgespannt, sondern ein Kerl setzt sich vornauf, und faßt die beiden Pfosten, die vorn wie 2 Hörner angebracht sind; dann steuret er den Schlitten, wenn er zu glitschen anfängt, mit den Füssen, geht gerade aus, wendet und schwingt sich, wie er will; auf diese Art fahren heißt ramasser. Ich meyne, daß

Baron

(*) Sie halten wol beides auf näherm Wege am deutschen Schlitten. A. d. Ueb.

Baron Holberg auch etwas davon sagt; den Grund aber, warum es ramasser heißt, will ich angeben, um zu zeigen, was für sonderbare Bedeutungen Worte bekommen können, und wie jene von einem aufs andere übergehen. Bey dem Dorfe Ramasse wehet es sowol im Winter als im Sommer sehr stark, dis komt nicht nur von der Höhe, sondern auch von der grossen Ebene, die zwischen den beiden Bergen liegt: streicht nun der Wind im Winter herdurch, so ists völlig das, was wir Urväder, herumtreibendes Schneegestöber nennen, dann sammlen sich auf dieser Stelle grosse Schneehaufen, davon heißt das Dorf Ramasse, car la neige y est ramassée; weiter heißt der Schlitten Ramasse, weil man damit auf den Schneehaufen fährt, oder auch, weil man ihn im Dorf Ramasse nimt; daher komt hernach aller en ramasse, oder ramasser, fahren, eine ganz neue Bedeutung, die beym ersten Anblick mit ramasser sammlen nicht die geringste Aehnlichkeit zu haben scheint; so vielen sonderbaren Zufall findet man in den Sprachen, und so schwer ists oft, die Wortableitung selbst und den Schlüssel zur Verbindung zwischen so uneinigen Bedeutungen zu finden.

Ich habe Ihnen zu sagen vergessen, daß es auf den Alpen auch viel dergleichen Bäume und Wild giebt, als man in Schweden und andern kalten Erdstrichen findet, besonders auf der Seite von Savoyen, denn die andere gegen Italien ist wärmer, weil sie die Mittagssonne hat; man findet hier Fichten, Fuhren, Lerchenbäume u. s. w., Bären,

Wölfe, auch Steinböcke und Gemsen in dicken Wäldern.

Also sind wir nun in Savoyen, und zwar in der Hauptstadt Chamberi; doch hievon ein andermal, da ich kürzer seyn will, wie auch dieses Land in aller Absicht magrer ist. Sie, der mich bittet, allzeit lange Briefe zu schreiben, werden dismal nicht zu klagen haben; so soll es auch seyn, ein Freund, wie Sie, muß über den, der so herzlich und aufrichtig der Seinige ist, niemals klagen.

N. S. Sie hätten wol nie geglaubt, daß verschiedene gelehrte Italiäner behauptet haben, die itzige italienische Sprache sey dieselbe, die sie in der Zeit der alten Römer gewesen, das heißt, gleich alt mit der lateinischen, und daß beide zu einer und derselben Zeit in Rom gesprochen worden, die eine vom gemeinen Haufen, und im gewöhnlichen Umgange, die andere von den Vornehmern und Gelehrten, in Schriften, und bey öffentlichen Zusammenkünften. **Bruni, Strozza, Quadrio** und andre haben witzige Gründe angebracht, diesen Satz zu beweisen: verschiedene Wörter und Ausdrücke im **Plautus, Terenz** u. s. w. haben ihnen zu Beweisen dienen müssen: ausserdem, sagen sie, wenn das Lateinische durch ganz Italien gesprochen worden, so müßte man eben so viel Provinzialmundarten drin finden, als nun im Italienischen. Der Marquis **Maffei** geht so weit, daß er sagt, das Italienische habe gar nichts von den Gothen

und

und Longobarden. Der gelehrte Bibliothekär in Modena, Tiraboschi, widerlegt diese Sätze in seiner schönen Storia della Letteratura Italiana, in dem neulich herausgekommenen dritten Bande; ich werde Ihnen in meinen vorigen Briefen von diesem gelehrten Werk gesagt haben.

Ich weiß nicht, ob ich zu sagen vergessen, daß die italienischen Uebersetzungen der griechischen und lateinischen Schriftsteller die beßten sind, die wir in irgend einer lebenden Sprache haben; die ganze Sammlung, besonders der historischen Bücher, nach der Ordnung, heißt la Collana, das Halsband oder die Halskette, als der vornehmste Zierrath in einer Büchersammlung, deren Glieder aus den ächten Perlen der Kenntnisse der vorigen Welt zusammengesetzt sind, um die wahre Ordenskette für den Gelehrten zu machen; ist die Sammlung in der Grundsprache selbst, so heißt sie Collana d'oro, zum Unterschiede von der Uebersetzung, die la Collana d'argento heißt: sie halten dis mit Recht für ein so nothwendiges Vademecum, daß man darohne nicht einen Schritt in der gelehrten Welt thun kann; ohne dieses Ritterband ist man nicht in der rechten Uniform.

Ich sagte ein Wort von der Vestung bey Susa, es sind 2 veste Plätze da, der eine heißt Brunetta, der andre St. Charles, beide in harte Klippen ausgehauen. Man denkt itzt drauf, den mitten davor gelegenen Berg (er heißt

Challion, wenn ich mich recht erinnere,) in die Gestalt eines Zuckerhuts zuzuhauen, damit nicht der Feind seine Batterien drauf stellen, und die Stadt und Vestung davon beschiessen könne. Kein Franzose darf die Vestungen hier zu Lande besehen, die man für Meisterstücke hält. Der König hat einen grossen Ingenieur am Grafen **Pento**; er ist Generalmajor und Oberster bey der Fortification, man hält ihn hierin für den stärksten in Europa; er hat die Vestung Demont gebauet, die 10 Meilen von Coni liegt, und die schönste von allen ist: er hat auch den Riß zur Vestung Exilles gegeben, die 4 Meilen von Susa liegt; der Bruder des Grafen **Pento** ist Major im Dienst des Königs von Preussen, auch ein geschickter Ingenieur, er hat die Vestung Silberberg in Schlesien gebauet, allein man sagt, sein Bruder in Turin habe ihm die Erfindungen angegeben. Die Macht und Stärke des Königs von Sardinien nimt ansehnlich zu. Es fehlt nur ein Haven und eine Seestadt in Italien, nebst einer Flotte; allein die Zeit wird das vielleicht auch bringen. Villafranca bey Nizza könnte für eine Schiffsflotte bequem seyn, wäre nicht der Haven so klein. Savana mußte 1749 zurückgegeben werden, worauf die Genueser den Haven ausfüllten. Sardinien aber hat gute Haven.

Habe ich in meinen vorigen Briefen erwähnt, daß der Abt Berta, Bibliothekar bey der Königl.

nigl. Bibliothek in Turin, Photii Quaestiones Amphilochianae, ein bisher ungedrucktes Werk, herauszugeben denkt? Man arbeitet itzt an einer Abschrift der griechischen Handschrift.

Kennen Sie ein von König Gustaf Adolf dem Grossen handelndes Buch mit dem Titel: Histoire des armes victorieuses de *Gustave Adolphe*, par la grace de Dieu Roi de Suede etc. divisée en deux parties etc. traduites de l'Allemand par *L. F. G.* à Geneve par *Jaques de Baptiste* 1632 in 8.? Ich sahe es in der Bibliothek der Jesuiten in Turin; es ist im altem Französischem geschrieben, das man nun Gaulois in Frankreich nennt; es geht bis zu Anfang des Jahrs 1632.

Nannte ich in meinem letzten Briefe eine geographische Karte über die Alpen, mit allen daherum wohnhaften alten Völkern, zur Erläuterung der alten Schriftsteller? Hier haben Sie den Titel: Tabula Geographica Gentium Alpinarum, Civitatum Cottii Regis et Antiquarum Viarum Alpium. Auctor] *A. H. Cara de Canonico*, Cariniani 1771. Noch ist sie nicht ausgegeben, mir aber gab der Abt Denina, von dessen schönen Arbeiten ich gewiß vorhin gesprochen habe, ein Exemplar davon, das zur Probe abgezogen war. Im Norden hat sie Vindelici und Brigantinus Lacus, im Süden Trasimenus Lacus und das Mittelmeer, im Osten Aquileja und das adriatische Meer, im Westen Cesenna Mons, Lugdunum und Ne-

mausus. Sie ist brauchbar, die alten Oerter wiederzufinden, doch habe ich deren viele vermißt, wie Forum Fulvii, itzt Foro, etwa 3 italienische Meilen von Alexandria, das itzt die gelehrte Marquisinn Casine besitzt, von deren schönen Sammlung von Alterthümern und Schildereyen ich in meinem Briefe von Alexandria geredet habe. Auch findet sich nicht die vor kurzem entdeckte Stadt Velleia, die zu Parma gehört, u. a. m.

Da ich Sie einmal um rare Bücher, die schwedische Geschichte betreffend, gefragt habe, will ich ein paar hinzusetzen, die man mir in Rom als eine grosse Seltenheit wies: Histoire de la Vie de la Reine *Christine* de Suede, avec un veritable recit du séjour de la Reine à Rome; Et la Défense du Marquis *de Monaldeschi* contre la dite Reine, corrigée et augmentée. A Stockholm, chez *Jean Plein de Courage*, 1682. 216 Seiten in 12. Das andere ist: Tractatus Historico-Politicus de Professoribus Academicis, Auctore *Johanne Rolott* Gevaliense. Sumptibus Auctoris imprimebat *Henricus Curio* 1682. 226 S. der Königinn Christine zugeschrieben.

Zweyter

Zweyter Brief.

Genf, den 7ten September, 1773.

Versprochenermassen rede ich nun von Savoyen. Zu Italien kann ich dis Land nicht rechnen, obgleich sein Landesherr dort wohnt, weil die Alpen es davon scheiden, zu Frankreich nicht, auch nicht zur Schweiz, es muß für sich gerechnet werden. Es ist auch von zwey hohen Bergen eingeschlossen, wozwischen es wie ein Thal liegt; der Fluß Arc fließt mitten durch, neben welchem wir den ganzen Weg reiseten. Das Land oder Thal ist vom Berge Cenis oder Lasnebourg bis St. Michel ohngefähr 3 schwedische Meilen, sehr schmal, und bis hieher sind keine Weinberge; Waizen wächst eben so wenig, Rocken aber in Menge, selbst auf den Bergen und Höhen, worauf man Erde gebracht hat, die mit Absätzen vest gehalten wird, ein Beweis von dem grossen Fleiß und der Arbeitsamkeit der Savoyer. Es giebt auch eine andere Getraideart, die bled noir auch Sarasin (Buchwaizen) heißt; die Körner sind schwarz, die Blüthe aber weißlichroth; man bäckt ein Brod draus, das ganz schwarz ist, und einen herben Geschmack hat: es ist hier nicht das erstemal, daß es mich reuet, daß ich nicht mehr Zeit auf die Kräuterkunde gewandt, und mich begnügt habe, nur die ersten Grundsätze davon zu wissen, sonst würde ich hier anführen, zu welcher Gattung es nach unsers grossen von Linnees Eintheilung gehört. Das Stroh von diesem Gewächse verbrennt

man auf den hohen Aeckern, um sie zu düngen. Bey der Stadt oder dem Flecken St. Michel, wo das Land viel breiter zu werden anfängt, sind schöne Weinberge, die mit Recht so heissen, denn einige liegen sehr hoch, und sind wie Terrassen einer über dem andern immer mit Absätzen angelegt, so daß sie wie Gärten aussehen. Wer sollte glauben, daß Savoyen zwischen den Bergen so schön wäre? Der Wein ist ziemlich stark und gut. Hier sind überall Häuser, die in den Thälern zwischen den Bergen verborgen liegen; im ganzen Stift St. Jean de Maurienne sind 70000 Köpfe, welches man kaum glauben sollte; die letztgenannte Stadt ist nicht groß, hat nur etwa 3000 Einwohner. Die Domkirche ist nicht schön, doch hat der König eine neue Façade bauen lassen, um ein Grab zu erneuren, worin drey Fürsten von seinen Vorfahren liegen. Die Grabschrift fängt sich so an: *Humbert*, *Amedé Caudé*, et *Bonifacio*, Maurianae primum, dein Sabaudiae Comitibus etc. Sie schließt sich mit diesen beiden schönen Distichen:

Vix ſatis unus erat trinis viventibus orbis,
Trinorum eſt cineri ſola ſed urna ſatis:
Vive ergo humanae mortis memor atque perenne
Virtutes praeter diſce manere nihil.

Alles mit gothischen, oder richtiger bey uns Mönchsschrift genannten, Buchstaben geschrieben; die savoyische Mönchsschrift, die ich an vielen Orten gesehen, gleicht der Schrift sehr, die in den ältesten auf deutsch gedruckten Büchern gebraucht wurde, wie im Theuerdank. Auf die andere Seite des

Grabes

Grabes soll das schöne marmorne Denkmaal gesetzt werden, das wir in Turin bey dem Bildhauer Collin, der es gemacht, gesehen haben: es stellt die Zeit in Ketten, und das Gerücht drüber in Basrelief, nebst den Brustbildern der Fürsten, vor. Eine Inschrift, die auf dem Grabe steht, will ich noch hersetzen, da sie auch historisch ist: Priscum Majorum sepulcrum temporis labe corruptum *Carolus Emanuel* Rex eximia pietate restituit et magnificentius ampliatum vivis e marmore simulacris decoravit A. MDCCLXXI.

Im Hause des Bischofs sind in einer langen Gallerie alle Bischöfe gemahlt, die hier gesessen haben: sie fangen nicht später als 60 Jahre nach Christi Geburt an, gut ists doch, daß sie nicht eher anfangen. Merkwürdiger ists, daß man hier eine von **Raphael** gemahlte Madonna, und die heilige Familie von **Michel Angelo** gemahlt findet, ohne von andern Gemälden von grossen Meistern zu sagen. Tische von einem Marmor sind auch da, den man Marbre de Bessan nennt, er gleicht sehr dem Verdantique, wird vom Kirchspiel Bessan jenseits Lasnebourg geholt, wo ein schöner Bruch davon ist; dort auf dem Berge findet man auch einen versteinerten Hirsch, braun von Farbe, und ungemein hart; so erzählt mans. Der Bischof läßt auf eigne Kosten den Palast umbauen, nun wird er recht schön. Auch findet man Tische von dem berühmten Marmor, den man Susine nennt, weil er von Susa geholt wird, er ist auch grün. Des Bischofs Bibliothek ist nicht groß, aber auserlesen.

Wir fuhren durch Aiguebelle, ein Städtchen oder Flecken, 6 savoyische oder 3 schwedische Meilen von St. Jean: diese Stadt entspricht vollkommen ihrem Namen, der schönes Wasser bedeutet, es sind hier Springbrunnen davon. Hr. Grosley würde eben das gesagt haben, hätte er gewußt, daß Aigue nicht nur auf savoyisch, sondern auch in Piemont, Genua und der Provence, Wasser bedeutet. Von hier sind 2 schwedische Meilen nach Plaresa, das auch Momiliano heißt, von da bis Chambery 1 Meile. Auf dem ganzen Wege vom Berge Cenis sieht man eine Menge Menschen beiderley Geschlechts mit grossen Gewächsen am Halse vorn und an den Seiten, die hier les guâtres, auf italienisch scrofe, heissen: in Schweden sind wir so glücklich, daß wir, so viel ich weiß, keinen Namen dazu haben, man müßte sie denn flenbo oder flenhus nennen wollen. Diese Gewächse verunstalten die Leute sehr, und geben ihnen ein recht elendes Ansehen: sie sind zuweilen so groß wie ein Kopf, und hängen über die Brust herunter. Sie kommen selten bey andern als armen Leuten: kann seyn, daß das schwarze Brod von Sarasin (Buchwaizen) schuld dran ist; insgemein glaubt man, daß sie von dem Wasser kommen, das von den Alpen rinnt, und gewisse Theilchen von den Bergen und Steinen, worüber es fließt, mit sich führt, insbesondere soll der Tufstein die vornehmste Ursach seyn, dessen feine Theile, mit dem Wasser getrunken, sich im Halse und in der Kehle setzen; gewiß ists, daß kein Weintrinker sie hat. Im Walliserlande sind sie so allgemein, daß

man kaum jemand darohne sieht; es werden viele Geschichten davon erzählt, wie sich die Leute verwundern, wenn sie einen Fremden ohne dieses verunstaltende Gewächs sehen, und meynen, er habe ein Glied zu wenig, weswegen ein altes Weib ihnen einmal bey einer Kirche eine gute Sittenlehre gegeben haben soll, daß sie den armen Fremden nicht sollten zum Narren haben, wenn er auch nicht so wohl gestaltet wäre wie sie, denn alle gute Gabe und Segen käme von oben herab. Von Chambery an, den Ort mit eingeschlossen, und den ganzen Weg bis nach Genf und weiter, sind diese Gewächse seltener, man findet hier nur wenige damit. Sonst ists wahr, was Hr. Grosley S. 31. sagt: que ces peuples portent dans leur air et sur leur physionomie l'empreinte de la dureté du climat qu'ils habitent, u. s. w. Denn sie sehn kränklich und niedergeschlagen aus, und kommen die Kröpfe dazu, so fehlt zur Beschreibung nichts weiter. Sonst sind sie höflich und artig, ihr Fleiß und ihre Arbeitsamkeit haben ihres Gleichen nicht; die sich im Lande nicht nähren können, wandern aus und schaffen sich Unterhalt; sie werden in grosser Menge in Paris und an andern Orten Schornsteinfeger und Décrotteurs oder Schuhputzer, sie gehn mit Orgeln herum, und mit dieser wandernden Musik haben sie Zauberleuchten zu weisen: einige gehn mit Murmelthieren (Mus montanus) herum, und zeigen sie vor Geld. Ich vergleiche die Savoyarden in verschiedener Absicht mit unsern Dalkerlen, ihr bergigtes und mageres Land zwingt sie auch, an andern

Orten

Orten Nahrung zu suchen: Savoyen aber ist glücklicher, es trägt vielen Wein, hat auch schöne Ochsen und Kühe. In fischreichen Seen und Strömen, Vögeln, Wild und schwarzem Brodte, Gebirgen und häufigem Schnee im Winter, am meisten aber in Fleiß und Arbeitsamkeit, kommen sie sich sehr nahe; unsere Dalbauern aber sind darin glücklich, daß sie nicht einmal den Namen Kropf kennen.

Ich darf Ihnen nicht erst sagen, daß ganz Savoyen bis nach Genf der römischen, oder angeblich, katholischen Religion zugethan, so wie diese in allen sardinischen Staaten die herrschende ist; doch wohnen in Piemont, in Italien selbst, die so bekannten Waldenser itzt in Ruhe und Sicherheit. Der König von Sardinien denkt für den Flor und das Beßte seiner Staaten zu gut, als daß er irgend einem seiner Unterthanen erlaubte, seinen Mitunterthan zu verfolgen, so geistlich gut es auch gemeynt seyn mögte, es schadet doch immer dem zeitlichen Wohlstande: und als Philosoph denkt Se. Majestät zu wohl, als daß er diejenigen, die von unsichtbaren Dingen, in welchen sich niemand, ausser den Geistlichen, die oft am wenigsten davon wissen, mit Gewißheit zu entscheiden getrauet, nicht wie der gemeine Haufe denken, weiter als von ihrem eignen Irrthum strafen liesse, der schon in sich selbst Strafe genug ist. Sie wissen, daß die katholischen Geistlichen ihrer Rachgier und Verfolgungen keine Grenzen setzen; alle andere Verbrechen, sie mögen gegen Gott oder Menschen begangen seyn, vergeben sie, nur nicht die, welche gegen sie selbst begangen werden;

den; dis hat odium theologicum zu einem Sprichwort und mit odium vatinianum gleichbedeutend gemacht: allein in dem Verstande bin ich zum Theologen zu schwach, denn ich bin so einfältig, zu glauben, daß wer haßt und verfolgt, kein Christ ist, vielmehr gleich verräth, daß ihn der Geist des Antichrists treibt, wie man den Pabst in Rom zu nennen pflegt. Es ist mir oft sonderbar vorgekommen, daß Leute, so den Namen haben wollen, sie hätten die Lehren des Pabstthums verworfen, doch so viel davon behalten, und was noch schlimmer ist, so viel, das ihren angenommenen richtigen Grundsätzen von der Hierarchie geradezu widerspricht, anstatt daß der Pabst, als Christi Statthalter auf Erden völlig seinen Grundsätzen gemäß handelt, wenn er wie ein Moses, unter einer Art Theocratie, einen jeden verfolgt, der sich seinen Aussprüchen nicht unterwerfen will, weil dis ein Verbrechen gegen den Staat ist. Eben darum hat der König sehr gerecht gehandelt, wenn er dem Verfolgungsgeiste der Geistlichen Schranken gesetzt hat, die sich sonst selbst keine zu setzen wissen. Ich war willens, zu den armen Waldensern zu reisen, und ihre Lebens- und Denkungsart kennen zu lernen, da sie ausser der Kirchengeschichte wenig oder gar nicht, und selbst darin nicht viel mehr als dem Namen nach bekannt sind; allein es war zu weit aus dem Wege, und die Jahrszeit trieb uns nach der Schweiz zu gehen, ehe es dort zu kalt zum Reisen würde. Doch habe ich mit Gewißheit erfahren, daß sie gegenwärtig von niemand beunruhiget werden, daß sie seit dem

12ten Jahrhunderte dort wohnen, und ihre Stadt Lucerna heißt; sie heissen Valdenses oder Vaudois, entweder von **Petrus Valdus** oder **Vaud**, einem Kaufmanne von Lion, der sich, nachdem er aus Frankreich vertrieben worden, weil er gegen den Pabst und die Geistlichen gesprochen hatte, hier im Jahr 1160 nebst seinen Schülern niedergelassen, oder auch, weil sie in Valles oder Thälern zwischen Bergen wohnen, denn dis ist die Lage ihres Landes im Marquisat Saluzzo in Piemont. Diese Ausschweifung war lang genug, doch dient sie meine Rechtgläubigkeit gegen die römischen Lehren zu beweisen, weil ich die Grundsätze der Duldung habe, und unchristliche Verfolgungen hasse, und also zeige, daß ich mich nicht habe anstecken lassen, ohngeachtet ich so viele Jahre beständig in katholischen Ländern gewesen, fleißig mit den vornehmsten Gelehrten umgegangen bin, und der Pabst selbst mich umarmt hat. Also hoffe ich dem Ostracism unserer protestantischen Gottesgelehrten auszuweichen, ich müßte mir ihn denn dadurch, daß ich zu strenge rechtgläubig bin, wie Aristides, zuziehen, weil er gar zu rechtschaffen war. Ich will, daß niemand verfolgt, aber wegen seiner irrigen Meynungen beklagt, und wo möglich, überzeugt werden soll. Wäre die Duldung allgemein angenommen, so würden viele öde Länder reichlich bevölkert werden, die Priester bekämen mehrere Zehenden, und ihre übrigen Einkünfte würden sich in aller Absicht vermehren: ist das nicht ein herrlicher Grundsatz? Wer ihm widerspricht, handelt folglich, auch politisch betrachtet, gegen seinen

nen eignen Vortheil. Ich erinnere mich, was ich einem Mönch antwortete, der ein wenig unverschämt bey mir bettelte: ich sagte, ich könne ihm mit gutem Gewissen nichts geben, weil ich ein Ketzer wäre, und ihn nicht reizen wollte, sich an einer Almose zu versündigen, die ihm nichts anders als Fluch zuziehen könne, er hingegen könne eben so wenig mit gutem Gewissen etwas von mir nehmen, den er nach seinen Vorurtheilen als einen Höllenbrand verdammen müßte. Hätten alle in diesem Jahrhunderte verfolgte Pietisten, Hallenser, Herrnhuter u. a. ihren Verfolgern eben so geantwortet, so wäre die Vereinigung bald gemacht gewesen, und sie würden nicht so lange Zeit, wie Frankreich, gebraucht haben, die traurigen Folgen der Verfolgung einzusehn, welches spät genug nach der Aufhebung des von König Heinrich IV., dem ersten von den Bourbonern, und von allen verstorbenen Königen nächst Gustaf Adolf dem größten, 1598 zum Flor seines Landes gegebenen Edicts von Nantes aufgewacht ist. Dieser kannte die rechte Art, einen Staat volkreich und glücklich zu machen, nämlich die Duldung, die der grosse König von Preussen — nichts von England, Holland und andern Ländern zu sagen — warum denn nicht schon längst auch Schweden so wohl zu nutzen gewußt hat? Doch ich hoffe, noch bey meinem Leben eine glückliche Veränderung unter dem grossen Gustaf zu erleben, damit sich die Anzahl der Nachkommen vermehre, die seinen Scepter segnen, und sein Lob von mehreren Millionen schwedischer Zungen ausgesprochen

gesprochen werde, auf wie ungleiche Weise sie auch das höchste Wesen verehren, genug, wenn sie es verehren, Gott werden ihre Loblieder nie mißfallen. Will man hingegen sehen, was Verfolgungen und Ketzergerichte für Wirkungen für den Staat haben, so gehe man nur nach Spanien, Portugal u. s. w., wo bey der vortreflichsten Lage, dem schönsten Clima, gleichwol Volkmangel und Elend ist. Aber genug von diesem Ungeheuer, denn so lange ich von Verfolgungen gesprochen, habe ich Sie mit meiner Ausschweifung verfolgt; doch patienza, sagt der Italiener, darf nicht zürnen, ich habe auch von der Duldung geredet, und diesen Grundsatz vor allen andern empfohlen; es wäre zu wünschen, daß dieser neue Artikel in unsere — — — — eingeführt würde, und ich hoffe, daß er eine Stelle darin bekomt, wenn Sie sich einmal entschliessen, uns eine neue Ausgabe davon zu geben. Es ist nun hohe Zeit, daß man in einem so erleuchteten Jahrhunderte überall tolerant wird, und alles, nur nicht die Intoleranz duldet; mich deucht, daß Lord Chesterfield in seinen schönen Briefen an seinen Sohn sehr wohl sagt: J would have all intoleration intolerated in its turn.

Aber wieder zu Savoyen. Da ich der Religion erwähnt, will ich nun auch ein Wort von der Sprache sagen. Ohngeachtet Leute von Erziehung sowol in den Städten als auf dem Lande gut französisch reden, besonders die an den Landstrassen, von den Alpen in Piemont bis nach Genf zu rechnen, wohnen, und allezeit mit Reisenden umgehn, so haben

ben sie doch ihre eigene Sprache, das Savoyische, das aus einer Mischung des alten Gallischen oder Celtischen, Italienischen und Französischen besteht, so daß man sie, wenn sie unter sich reden, ganz und gar nicht, und wenns auch geschrieben würde, doch schwerlich verstehen kann. Hr. Pastor Volaire in Genf, der so lange in Stockholm gewesen, schrieb mir dis zur Probe: Vo parla mio Latin que notre ancoura, mai vo ne parli pas le Savoyar, et se vo ne le savi pas vo ne savi ran, revegni don tot aure, ze vo l'aprendrai, adsivo, bon viase! Wie Sie sehn, ist dis so leicht nicht zu verstehen, ohngeachtet mans geschrieben vor sich hat, schlimmer noch, wenn mans nur geschwind aussprechen hört. Dis soll heissen: Vous parlez mieux Latin que notre curé, mais Vous ne parlez pas le Savoyard, et si Vous ne le savez pas, Vous ne savez rien; revenez donc aussitôt, je Vous l'aprendrai; adieu, bon voyage. Allein Savoyen bekomt unglücklicher Weise mehr Französisch zu lernen, als es wollte, denn es ist das erste Land, das französische Gäste einnehmen muß, so bald Frankreich mit dem Könige von Sardinien Krieg hat; sie behandelns auch als ein erobertes Land sehr hart, verheerens und verfahren überall als Feinde: Quidquid delirant Reges, plectuntur Achiui, sagt der Dichter.

Ganz Savoyen hat, alles gerechnet, gegen eine halbe Million Einwohner; ein Beweis, daß es bewohnt genug ist. Die Hauptstadt Chambery ist mehr groß als schön, hat doch schöne Spatziergänge und Springbrunnen, schöne Kirchen, worunter

unter die Jesuiterkirche die vornehmste ist: diese Väter waren itzt sehr niedergeschlagen, denn sie hatten die päbstliche Bulle, die ihren Orden aufhebt, schon gelesen; dis war ihnen ein Donnerschlag, der sie in eben so grosses Schrecken setzte, als das die ganze Stadt vor 6 bis 7 Wochen betraf, da ein vor dem Stadtthore belegenes Pulvermagazin in die Luft flog. Wir besahen auch die fürchterlichen Wirkungen des Pulvers, obschon es im dritten Stockwerk verwahrt gewesen war, so hatte es doch das ganze Gebäude in die Luft gerissen, und selbst die Grundsteine aufgehoben, und weit weg geschleudert: der ganze Platz rund herum war mit Trümmern besäet. Niemand weiß, wie das Feuer hingekommen. Merkwürdig ists, daß die Vorsicht diesen Zufall so regiert hat, daß er an einem solchen Tage, ja zu einer solchen Stunde geschehen, daß er nie weniger Schaden hätte thun können: wäre es eine Stunde später geschehen, so wären alle Schulknaben, die auf dem Platze daneben zu spielen pflegten, erschlagen: wäre es den folgenden Tag gewesen, da ein Markt drauf gehalten werden sollte, so wären Menschen zu Tausenden umgekommen. Zu Chambery residirt ein Senat, der das Land regiert: was mir am meisten gefiel, ist, daß dieser Senat einen Avocat des pauvres und 2 Substituts de l'Avocat des pauvres, auch noch einen Procureur des Pauvres hat, in Savoyen ist das nöthig; doch findet man wol eben so viele Arme in andern Ländern, wo man weder Advokaten noch Procuratoren für sie hat, darum werden sie denn auch unterdrückt, und

Recht

Recht und Gerechtigkeit mit ihnen. Sapienti sat. Ich darf Ihnen nicht sagen, daß Saint Real in Chambery geboren war.. Savoyen hat manche grosse Männer gehabt; der itztlebende P. Gerdil macht seiner Nation Ehre, er ist der Lehrer des königlichen Thronfolgers; ich werde in meinen Briefen von Turin von ihm geredet haben. Und der geschickte Castalio, so nannte man Castellio wegen seines Lateins, war ja auch ein Allobrox.

Von Chambery hat man vor 4 oder 5 Jahren einige Meilen weit einen sehr schönen, schnurgeraden und mit Bäumen bepflanzten Weg gemacht; ich darf hier nicht vergessen, daß die Meilen oder les Lieues de Savoye ziemlich lang sind, sie sind stärker als eine lega di Piemonte, eine Meile kann man kaum in einer Stunde gehn. Zwey Meilen von Chambery liegt die Stadt Aix, wo wir die warmen Bäder besahen; das Wasser ist ziemlich warm, und rinnt in grosser Menge durch harte Klippen, welches ziemlich selten zu sehen ist, denn an andern Orten quillts aus der Erde herauf, hier aber strömts aus einem runden Loche im Felsen selbst. Diese Bäder sind Aquae Gratianae: das Wort Aix ist die mehrere Zahl von Aigues, welches Wasser bedeutet, zusammengezogen; ehemals wurde es, wie noch itzt in Italien, Acque ausgesprochen, davon haben die Deutschen Aken. Hier in Aix fanden wir Alterthümer, die ich vorher nicht nennen hören: ein grosser Triumphbogen, den man so wenig geachtet, daß man einen Stall und ein Heubehältniß draus gemacht, so daß sich die Inschrift nicht

 ohne

ohne sehr grosse Beschwerlichkeit lesen ließ, weil sie in der mit Heu angefüllten Heuscheune war. Doch krochen wir auf das Heu und liessen einen Theil davon wegheben; denn Alterthumsforschern, die aus Italien kommen, verdrießt keine Mühe, wenns drauf ankomt, dergleichen Goldgruben aufzuspüren; endlich bekamen wir den größten Theil zu lesen; unter andern steht mit grossen schönen Buchstaben: L. POMPEIVS CAMPANVS VIVVS FECIT. Auch sind verschiedene Nischen mit ihren Inschriften da. Doch ich kann mich itzt über dis Denkmaal nicht weiter äussern, bis ich Schriftsteller zu Rath gezogen habe. Sie wissen, daß man auf Reisen keine Bibliothek bey sich führt. Hier in Aix ist auch ein Schloß, die ehemalige Residenz der alten Grafen von Aix: im Schlosse ist eine alte von den Römern erbaute Mauer, die zu einem Tempel gehört haben mag: dis Schloß hat eine so bequeme Treppe, daß ein Pferd alle vier Stockwerke hinaufgehn kann, denn sie ist eben ohne Stuffen. Auf dem Schloßhofe finden sich auch alte Inschriften, allein da ich dismal schon weitläuftiger gewesen bin, als ich dachte, will ich Sie damit nicht aufhalten.

Wir fuhren die Stadt Romelie vorbey; hier war nichts merkwürdiges, als daß die alte Stadt Romeliacon auf der Ebene ein Stückchen von der neuen Stadt gelegen hat. Dann kamen wir nach Fransi, und von dort auf einem sehr schlechten Wege nach Genf. Der König von Sardinien bekümmert sich nicht drum, einen guten Weg dahin anlegen zu lassen, seine Soldaten können demohngeachtet fort-

kommen;

kommen; sonst sind die Wege in Savoyen sehr gut. Bey Carouge, einem zu Savoyen gehörigen Flecken, kaum eine schwedische Viertelmeile von dem Genfer Stadtthore, endigt sich das Gebiet des Königs von Sardinien auf dieser Seite, und das Genfer fängt an: und hiemit schließt sich auch mein Brief von Savoyen.

N. S. Der ganze Weg von Turin nach Genf macht 55 savoyische Meilen, 13 von Turin nach dem Berge Cenis, 5 über die Alpen, von da bis Chambery 23, und noch 14 bis Genf. Alle 55 machen gewiß 28 schwedische (40$\frac{1}{7}$ Deutsche.)

Dritter Brief.

Genf, den 18ten September, 1773.

Genf hat von weiten für den, der es zuerst sieht, wenn er von Italien komt, kein grosses Ansehen: man vermißt Thürme, Dome, Collegien, Klöster und Paläste, und so schön sonst die Lage am See ist, wo von allem, was das Auge vergnügen kann, nichts fehlt, es müßte denn eine Insel seyn, denn dergleichen sieht man gar nicht, so empfindet man doch eine gewisse Bangigkeit, wenn man die Stadt auf der Seite von Savoyen ansieht. Der schöne Spatziergang und das dran liegende schöne Haus

des Professors de Saussure, das man eigentlich einen Palast nennen kann, und ohne Zweifel das schönste und größte in der ganzen Stadt ist, füllen noch, wenn man endlich näher komt, die Leere aus, worin sich die Sinnen bisher gefühlt haben; und die Höflichkeit und Artigkeit der Einwohner halten sie nachher völlig schadlos. Allein man vermißt hier viel, woran man sich bey den Katholiken gewöhnt hat; zwar frage ich nicht viel darnach, einer Menge von allerhand Gattungen Mönche auf den Strassen und Spatziergängen zu begegnen, aber ihre vielen und schönen Büchersammlungen und Handschriften in den Klöstern und Collegien zu vermissen, keine Gärten, keine Risse zu sehn, nicht nur überall keine Pracht und Reichthum, sondern auch nicht einmal ein einziges Meisterstück der Kunst in den Kirchen, keine Gemählde und Tafeln, keine Bildsäulen, keine Crucifixe, keine Säulen und Pfeiler, keinen Altar, ja wenig oder gar keine Baukunst zu finden, das ist einem neugierigen Reisenden, der gewohnt war, beständig etwas neues und schönes zu sehen, nicht gleichgültig. Im Vorbeygehen will ich hier anmerken, das man dem Gottesdienste und den Kirchengebräuchen den Fortgang und Flor der Künste in Italien zu danken hat; alle Kirchen wollen Meisterstücke haben, die von reichen Priestern und Mönchen wohl bezahlt werden; daher der Wetteifer und die Geschicklichkeit; ein guter Meister kann sicher seyn, daß er nicht aus Mangel an Arbeit Hungers sterben wird, sondern hat die größte Hoffnung, wie seines gleichen, reich zu werden. Daher

die grossen Baumeister, Bildhauer, Maler, Kupferstecher, Mosaikarbeiter, Meßkleidersticker, Schreiber und Miniateurs für die Chorbücher; nichts von den grossen Tonkünstlern zu sagen, da die Musik in Italien in den Kirchen nicht weniger wesentlich ist, als auf der Bühne u. s. w.

Dem allen machte Genf ein Ende, als es 1553 seinen katholischen Bischof austrieb, der vorher unumschränkter Herr der Stadt gewesen war; itzt wohnt er in der Stadt Annecy in Savoyen, behält aber noch immer den Namen Bischof von Genf. Seitdem ist die Genfer Kirche presbyterianisch gewesen, kein Bischof, und, ich hätte bald gesagt, keine Ordnung in ihrem Gottesdienste: ohne aber Papist zu seyn, hätte ich mehr Anstand darin und eine bessere Sonntagsfeyer gewünscht. Zwar werden die Zugbrücken aufgezogen, und dadurch die Stadt unter der Predigt und dem Abendmahle gesperrt, allein in der Kirche selbst ist man zu frey. Der Prediger setzt den Hut auf, wenn er predigt, um sich das Ansehen eines freyen Redners oder Lehrers zu geben, so thun auch die Zuhörer; doch nehmen sie ihn unterm Beten und Singen ab, welches mit entblößtem Haupt geschieht. Es giebt Prediger, die sehr gut predigen; allein unter der Predigt hustet man in dem einen Winkel, spuckt in dem andern, nieset in dem dritten, macht ein anderes Geräusch im vierten, und dis geht ohne Aufhalt fort, hat der Redner eine schwache Stimme, so hört man wenig oder nichts, anstatt daß in Italien die Zuhörer alle unterdessen husten, daß der

Prediger

Prediger mit den Abtheilungen einhält, und es hernach so still wird, daß man keine Maus sich rühren hört; hier aber ist ein fortgehendes sehr unanständiges Geräusch, das oft den Prediger übertäubt. An den Sonntagsnachmittagen versammlet man sich, schießt mit Büchsen oder Bogen nach der Scheibe, schiebt Kegel, exercirt die Soldaten u. dgl. doch sind Karten, Tanz und Zechen auf den Krügen strenge verboten. Wenn ich von diesem allen gegen gewisse Lehrer erwähnte, so wunderten sie sich, daß ein Philosoph dergleichen Anmerkungen machen wollte, da aller Gottesdienst ja frey und geistig seyn müsse, u. s. w. Ich fragte sie ein wenig spöttisch, ob sie ihres Landsmanns Rousseaus oder ihres Nachbarn Voltaires Verbesserungen annehmen wollten, seitdem sie nun Calvins System überdrüßig geworden? Diese Höflichkeit gefiel ihnen nicht sehr, da sie die beiden ersten durchaus nicht vertragen, und itzt auch von des letztern Lehrsätzen sehr wenig annehmen. Doch glaube ich, daß Hr. d'Alembert ihnen in der Encyclopedie, Art. Geneve, Unrecht gethan, wo er sagt, sie wären Socinianer, welches so viel Lärm und Aufsehen, und so viel Streitschriften veranlaßt hat; eine Republik, die Servet des Socinianismus halber zum grossen Aergerniß für die Kirchenverbesserung und das Christenthum öffentlich verbrennen lassen, (womit nun die Katholiken uns beständig auf den Mund schlagen, um ihre Verfolgungen und das Verbrennen ihrer von ihnen Ketzer genannten Mitchristen zu rechtfertigen) würde nun selbst die Verdammniß

über

über sich aussprechen, und nach ihrem eignen Urtheil sich müssen verbrennen lassen. Als ich vor drey Jahren hier war, hatte ich nicht Gelegenheit, diese berufene Streitigkeit zu untersuchen, da ich doch von Italien wieder hieher zurück zu gehen dachte. Um nun das rechte Maaß in der Sache zu finden, suchte ich mir die Antwort zu verschaffen, die die Geistlichkeit und Akademie zusammen auf die harte Beschuldigung in der Encyclopedie gegeben hatte, aber kein Buchführer hatte sie, so ungemein selten war sie geworden. Da verschiedene von der Geistlichkeit erfahren, wie sehr mir drum zu thun war, suchten sie im Archiv nach, und fanden zwey Exemplare, wovon sie die Güte hatten, mir eins zu schenken; es ist nur ein halber Bogen oder 4 Quartseiten, unter dem Titel: Declaration de la vénérable Compagnie des Pasteurs et Professeurs de l'Eglise et de l'Academie de Geneve du 10 Fevrier 1758, contre l'Article de Geneve dans le VII Tome de l'Encyclopedie. Diese Antwort that mir kein Genüge, denn sie ist sehr lakonisch, es werden verschiedene Sprüche der Bibel von der Hoheit des Erlösers, aber keiner von seiner Gottheit angeführt, es wird gesagt, man thue der Genfer Kirche grosses Unrecht, wenn man sie von ihren Schwestern, besonders in England, mit welchen sie dieselbe Einigkeit im Glauben bekennt, trennen wolle; allein es wird nicht gesagt, ob es mit der neumodigen presbyterianischen, wie sie in den neuern Zeiten geworden, oder der alten rechtgläubigen seyn soll u. s. w. Um also richtig in der Sache urtheilen zu können,

schaffte

schaffte ich mir den in Genf itzt gebräuchlichen Katechism: Le Catéchisme par *J. E. Osterwald*, Pasteur de l'Eglise de Neufchatel. Nouvelle Edition. Geneve. 1773. 8. Ich las ihn mit Aufmerksamkeit durch, fand aber nicht ein einziges Wort von der Dreyeinigkeit, von der Gottheit Christi, oder seiner ewigen Zeugung vom Vater, nichts von der Gottheit oder dem Ausgehen des heiligen Geistes, nichts vom verlohrnen Ebenbilde Gottes, nichts von der Erbsünde, nichts von des Erlösers Genugthuung für unsere Sünden, nichts davon, daß er Gottes Zorn versöhnt. Das sogenannte athanasianische Glaubensbekenntniß wird nicht mit einem Worte genannt. Aus dem Stillschweigen des Katechisms in so vielen Artikeln, mögte ich Sie selbst lieber schliessen lassen, was die Uhr in Genf geschlagen hat, als mich selbst erklären: sie mögten sonst von mir, wie von Hr. d'Alembert, sagen, ich hätte ihnen unrecht gethan, und ihre Meynung nicht verstanden. Ich bin doch ziemlich überzeugt, daß sie keine Socinianer sind, wie Hr. d'Alembert behauptet; ein Philosoph wie er hat vielleicht die Ketzergeschichte nicht so gut als die Auflösung studirt, und den Unterschied zwischen Socinianism und Arianism nicht bemerkt; der erste läßt sich, ohne der Schrift Gewalt zu thun, nicht vertheidigen; der letztere hingegen ist schwerer zu widerlegen, wie er auch der Wahrheit um verschiedene Schritte näher komt, als der Socinianism. Ich machte nachher Bekanntschaft mit dem Pastor **Vernes**, der die angezeigte Auflage des Katechisms herausgegeben:

er

er nahm seine Entschuldigung für das Auslassen jener Artikel daher, daß sie sich gegen Freydenker nicht vertheidigen liessen, daß mit ihnen die christliche Religion der Vernunft insoutenable würde, und kein denkender Philosoph sie aufrichtig glauben könne, weil sie in dem ersten Angriffe fielen; um sie also zu einem vernünftigen und nicht ungereimten Gottesdienst zu machen, sey alles dis, was die Bibel nicht mit ausdrücklichen Worten vestsetzt, ausgeschlossen u. dgl. Ich überlasse es Ihnen, zu denken, was ich Hrn. **Vernes**, der ein gelehrter und artiger Mann ist, antwortete; er ist **Rousseaus** vertrauter Freund gewesen, und hat nachher ein Buch gegen ihn geschrieben, um seinen Freund wieder auf den rechten Weg zu führen. Wer alles dis und noch mehr von Grund aus kennen will, der lese Lettres critiques d'un Voyageur Anglois sur l'Article Geneve du Dictionnaire Encyclopédique, et sur la lettre de Mr. *d'Alembert* à Mr. *Rousseau* touchant les Spectacles; 3me Edition, corrigée et augmentée de 7 Lettres et de quelques Pieces relatives au meme sujet — Ut omnes intelligant me non studio accusare, sed officio defendere. Cicero pro Roscio — A l'Enseigne de la Verité. 1766. 2 Bände in 8. Der Herausgeber ist Hr. **Brown**, Pastor bey der englischen Kirche in Utrecht, der eine Vorrede, vom 28sten Jul. 1761, zur damaligen ersten Ausgabe gemacht hat. Diese Briefe sind sehr wohl geschrieben, und das Französische ist zu schön und zu rein, als daß ein reisender Engländer es geschrieben haben könnte. **Voltaire**, **d'Alembert**,

selbst

selbst Rousseau und Hume, bekommen hier starke Wahrheiten zu hören, und ihre menschliche Schwachheiten zu sehn. Genf scheint hier wirklich zu siegen, die Consubstantialität des Worts ausgenommen, denn ὁμοιουσια wird erkannt, nicht aber ὁμοουσια. Dem Verständigen ist dis genug. Da der Verfasser unbekannt seyn will, sollte ich nicht sagen, wen ich im Verdacht habe; weil ihm aber die Briefe von Seiten der Gelehrsamkeit Ehre machen, so mags unter uns gesagt seyn, daß ich glaube, der Pastor und Professor Vernet habe diese mit Anekdoten, Geist und Gelehrsamkeit vollgepfropften Briefe geschrieben. Er ist vorher aus verschiedenen gelehrten Arbeiten bekannt, und muß nicht mit dem vorhergenannten Hrn. Vernes verwechselt werden. Vernet ist der älteste Professor in der Theologie und schon bey Jahren. Nun habe ich Ihnen die ganze Sache vor Augen gelegt, und bin der Wahrheit näher gegangen als Hr. d'Alembert; ich will noch dazu setzen, daß diese Lehre nicht nur in Genf, sondern, wie man mich versichert, in der ganzen reformirten Schweiz, ausser Bern, angenommen ist; wenn ich auf der Stelle selbst hinter die Wahrheit komme, will ichs Ihnen sagen. Die Anmerkung darf ich auch nicht vergessen, daß der Arianism noch nicht so allgemein in Genf angenommen ist, ich habe Pastoren gefunden, die sich sehr genau an die alte Orthodoxie halten, ausser ihnen alle vom gemeinen Haufen, die den neuen Catechism nicht gelernt haben: denn man läßt hier eine vollkommene Freyheit, niemand wird zu einem Bekenntniß oder Formular gezwungen,

keine

keine andere Richtschnur wird erkannt, als nur die kanonischen Bücher, die ein jeder auslegt, wie er sie versteht. Kalvins Katechism ist nicht abgeschafft, obgleich man nach und nach so weit von verschiedenen seiner Lehrsätze abgegangen, und der Arianism so sehr Mode geworden ist. Aber genug von dieser Misgeburt.

Hier darf ich nicht übergehen, daß das Wort Priester oder Prêtre in Genf, und, wie man mich hier versichert, in mehreren protestantischen Ländern ein Schimpfname ist. Sagt man von jemand: c'est un Prêtre, so heißt das, er ist ein unwissender Stümper, wie ein katholischer Priester; so weit ist man im Haß gegen alles, was papistisch ist, gekommen, daß man dem Namen selbst einen Fleck angehängt hat. Ich versahe mich anfangs sehr darin, da ich nicht nur als Schwede an diesen Ehrennamen, sondern auch als den allgemeinsten Ausdruck in Frankreich und Italien, den geistlichen Stand zu bezeichnen, dran gewohnt bin. Brauchte ich aber hier das Wort von jemand, so sahe man sich einander an, und verwunderte sich über eine so offenherzige Verachtung; ich merkte bald meine Thorheit, und ließ mich belehren. Ministre ist hier der allgemeine Name der Prediger, so nennen sie auch die Katholiken überall, wo protestantische Prediger sind: denn sie behaupten, daß die Priesterschaft bey keinen andern als bey denen angetroffen wird, die sie vom Apostel Petrus durch eine ununterbrochene Folge in der Priesterweihe empfangen haben, worauf sich die Ketzer nicht berufen können. Den Na-

men also, den die Katholiken zu heilig halten, um ihn der protestantischen Geistlichkeit zu geben, hält man in Genf so gemein, daß man ihn nicht führen will; so kommen beide in einem Zweck, obgleich aus so sehr streitigen Gründen, überein. In Rom und Paris stritt man durchaus dagegen, daß Schweden sowol Bischöfe als Priester hätte, ich brachte die Frage von der Theologie und Kirchengeschichte auf die Geographie, und bat, diese besser nachzulesen. Ein Genfer würde herzlich gern zugegeben haben, daß dort weder Bischof noch Priester sey: doch kann ichs nicht anders als sehr sonderbar nennen, von der presbyterianischen Kirche zu seyn, und doch keine Priester zu haben, welches nur ein Zusammenzug und Verkürzung von Presbyter ist.

Sie werden ohne Zweifel wissen wollen, wie denn hier die Lehrer gebildet und eingeweihet werden, da hier kein Bischof ist. Der Kandidat muß verschiedene Prüfungen vor der vénérable Compagnie des Pasteurs durchgehen, worin einer von den Pastoren jeder seine Woche den Vorsitz hat, und dann Moderateur heißt. Ich war bey einer Prüfung zugegen; der Kandidat predigte über einen durchs Loos gewählten Text, worauf er nicht mehr als zwey Tage zur Vorbereitung bekömt. Er predigte schön vom jüngsten Gerichte, war sehr rührend; zuweilen aber blieb er stecken, vermuthlich weil er nicht gewohnt war, in Gegenwart so würdiger Greise zu reden; zuweilen fehlte er in der Sprache selbst, sagte: Vous Vous distraisez: anstatt distrayez, ohngeachtet es seine Muttersprache war.

Die nachherige Ceremonie selbst ist nichts anders, als daß der Moderateur für die Woche ihm die Hände unter Gebet und Anrufung Gottes auflegt, und dann ist er Ministre. Hernach ist der erste Grad Apôtre, das so viel als bey uns Gehülfsprediger oder Kapellan ist; Apôtre heißt insbesondre einer, der auf dem Lande prediget: so tief ist der apostolische Namen hier in seinem Werth gefallen, doch nicht so tief als der priesterliche. Bekomt er hernach eine Gemeine, so wird er Pasteur, welches hier der höchste Grad ist. Alle diese versammleten Pastoren machen die vénérable Compagnie des Pasteurs. Dis ist nicht dasselbe was Consistorium heißt, denn darin haben auch gewisse Männer von der Regierung Sitz und Stimme, wovon ich Ihnen vor drey Jahren, da ich hier zum erstenmal war, werde geschrieben haben. Alle Kirchenceremonien werden hier ohne Ceremonie verrichtet, z. B. das öffentliche Abendmahl, (denn privatim wirds hier nicht gereicht,) wird so ausgetheilet. Etwa mitten in der Kirche werden 2 gedeckte Tische, (denn ein Altar ist nicht da,) für jedes Geschlecht einer gesetzt. Beicht und Absolution kennt man hier nicht. Zwey Minister sitzen an jedem Tische, der eine an der einen Seite hat einen grossen Haufen Brodscheiben vor sich, jeder Communicant tritt zu ihm, er bricht einen Bissen Brod von der Scheibe, und giebts dem Communicanten, der es nimt und selbst in den Mund steckt, einen Bückling macht, denn niemand liegt auf den Knien, und zum andern Minister geht, der am andern Ende des länglichen Tisches sitzt;

dieser giebt ihm den Kelch, woraus er trinkt und ihn weiter dem nächstfolgenden Communicanten giebt, so geht der Kelch aus Hand in Hand, bis er leer wird, da der Minister einen andern vollen Kelch hergiebt, den sie einander zureichen: jeder Communicant geht aus der Kirche nach Hause, so bald er aus dem Kelch getrunken hat, und dann ist alles geschehen. Eben das thun die Frauensperso- nen an der andern Seite der Kirche, verheyrathete und unverheyrathete: denn Mann und Frau gehen nicht zusammen. Wenn der Minister das Brod giebt, so sagt er, welchen Spruch aus der Bibel er will, zu dem Communicanten; ein gewisses For- mular ist nicht angenommen. Auch bey einer Co- pulation in der Kirche war ich zugegen: dis war weiter nichts, als daß der Pastor nach geschlosse- nem Gottesdienst auf die Kanzel stieg, ein Stück aus der Bibel las, und hernach Braut und Bräuti- gam, die unten vor standen, fragte, ob sie einander lieben wollten, worauf sie mit einem Bückling ant- worteten, und so war alles in weniger als einer Viertelstunde aus. Dann gehn die Neuverheyra- theten nach Hause; die Braut geht mit ihrem Man- ne, und nicht mehr zu Vater und Mutter; ein Haufen Kinder sind unten versammlet, die Gesänge singen, diesen werfen die Neuverheyratheten Zucker- brod, oder, wie mans hier nennt, des Pierres de Bernard, einige auch, so wie ein jeder es thun kann, Geld zu; hernach halten sie eine Abendmahlzeit. Doch ich bin in Kirchensachen vor dismal gegen meine Gewohnheit weitläuftig genug gewesen.

Vom Collegium oder Gymnasium und der Akademie werde ich vorhin geschrieben haben. Es sind zwey verschiedene Stiftungen. Im Collegium fängt man an, es hat 9 Klassen, in der ersten lernt man lesen, in der andern schreiben, dann komt man zum Latein u. s. w. In jeder Klasse ist ein Regent oder Lehrmeister, der den Unterricht versieht. In allen Klassen werden den Fleißigen Preise zugetheilt. Die Aufsicht über das Collegium haben die Professoren, insbesondere aber der Rector, und ein Principal, der im Collegium wohnt. Doch von diesem allen werde ich schon vor drey Jahren geschrieben, auch zugleich alle Fehler des Hrn. Grosley verbessert haben, die er in Genf gemacht hat; ich bedaure den guten Mann, der hier, so wie überall in Italien, keine gute Addressen gehabt haben mag, denn niemand kennt ihn; aber sein Buch hat unsrer Nation keine Ehre gemacht, da ers unter dem Namen von Deux Gentilshommes Suédois herausgegeben; es haben uns hier und an andern Orten viele gefragt, ob wir die Verfasser kennten, oder einigen Antheil an so flüchtigen Anmerkungen hätten, worin man mehr Witz als Wahrheit antrifft.

Ich will hier schliessen, wenn ich Ihnen nur noch melden darf, daß hier kürzlich ein neuer Professor in den morgenländischen Sprachen, Hr. de Roches, anstatt des Hrn. Cointe geworden, der Abschied genommen hat. Hr. de Roches ist ein junger und geschickter Mann, nur 28 Jahr alt. Er ist kurz vor unsrer Ankunft hieselbst öffentlich geprüft, und unter den Suchenden der geschickteste

den worden. Die Prüfung geschieht im Rathssaale vor den 200 Rathsherren, nebst den Professoren und Pastoren. Die Materie ist die hebräische Bibel und der chaldäische Thargum; man braucht Buxtorfs Bibel, die man mit einer zwischen die Blätter gesteckten Nadel öffnet, damit kein Unterschleif vorgehn möge; der Suchende muß dann aus dem Stegreife den von ohngefähr getroffenen Sprnch erklären, und auf alle Fragen, die man ihm vorzulegen für gut findet, antworten können. In den übrigen Mundarten wird er nicht geprüft. Ich habe Hrn. de Roches gerathen, sich mit Ernst auf das Arabische zu legen, worohne es unmöglich ist, das Hebräische, eine seit 2000 Jahren völlig todte Sprache, zu verstehn, er hat sichs auch im Ernst vorgenommen. Der neue Professor wurde am verwichenen Sonntage in der Kirche als Pastor eingeführt: dis geschahe blos durch eine Rede, die ein andrer Professor und Pastor auf der Kanzel nach geschlossener Predigt hielt, worin er die Pflichten eines Predigers erklärte, und nachher das Lob ausführte, das der neue Professor und Pastor verdiente; dieser saß unten an der Kanzel in dem Stule, worin sonst gewöhnlich le Chantre oder der Küster in allen reformirten Kirchen sitzt. Doch von Kirchengebräuchen habe ich schon vorhin ziemlich reichlich gesprochen.

Vierter Brief.

Genf, den 22sten September, 1775.

Es war uns sehr empfindlich, den Prinzen Franz von Meklenburg-Schwerin, nebst dem Kammerherrn und Ritter von Uesedom, dismal zu vermissen, die uns während unsers Aufenthalts in Genf 1770 so viel Güte bewiesen, wovon ich Ihnen damals eine getreue Beschreibung gemacht habe. Der Prinz ist vor zwey Jahren zurückberufen worden, die Art selbst aber, wie es geschehen, wird, nach dem zu urtheilen, was hier Vornehme und Geringe davon zu sagen wissen, kein sehr glänzender Auftritt in der Geschichte des regierenden Herzogs werden. Hingegen hatten wir das Vergnügen, Mylord Stanhope und seinen Sohn Mylord Mahon hier noch vorzufinden, beide beweisen uns, daß sie noch die nämlichen Freunde sind. Sie sind beide Bourgeois de Geneve geworden, und denken nach einem neunjährigen Aufenthalte hieselbst, da der Lord Mahon nun mündig geworden ist, nächstens nach London zurückzureisen. Durch seine Fertigkeit im Bogenschiessen ist er hier Commendeur des Tireurs à l'Arc geworden, welches in Genf eine grosse Ehre ist. Dieser Gesellschaft hat er eine grosse goldene Schaumünze gegeben, die der Commandeur zum Andenken tragen soll: sie stellt Apoll vor, wie er den Typhon erschießt, auf dem Rande steht Lord Mahons, als itzigen Commandeurs, Name. Auch hat er Gesetze für diese Bogenschützen drucken

lassen, die auch vom Rathe bestätiget worden: Ordonnances pour le noble Exercice de l'Arc 1773. à Geneve par Mylord *Charles Stanhope*, Vicomte *Mahon*, Commandeur, in 8. Ausser dem ist er Cornet der Genfer Dragoner geworden, und die Regierung hat ihm eine schöne goldene emaillirte Schaumünze mit seinem Wapen und Namen gegeben, die er am Halse trägt. Doch dis mag von seinen kriegerischen und bürgerlichen Verdiensten genug seyn: nun etwas von seinem Werth als Gelehrter. Ich werde Ihnen vormals gesagt haben, daß Lord **Mahon** schon in den zartesten Jahren einen mathematischen und mechanischen Kopf hatte; nun hat er eine Arbeit an die Kopenhagner Akademie gesandt, worin er von der Ausdehnung der Metalle in einer Penduluhr handelt. Er ist auch Mitglied der Königlichen Gesellschaft in London geworden, und noch nicht über 20 Jahr alt. Mylord Stanhope läßt Opera posthuma Simsonis auf seine Kosten in Glasgow drucken. Er hat die Güte gehabt, mir eine sehr rare Arbeit über **Homer** zu leihen, die den Titel hat: An Essay on the original Genius of *Homer*. London 1769. 70 Seiten in groß Quart. Eine Ausgabe ist nie davon gemacht, nur 5 bis 6 Exemplare hat der Verfasser für seine Freunde drukken lassen, um ihr Gutachten drüber zu erhalten, in welcher Absicht es durchschossen worden, damit man Raum zu Anmerkungen habe. Der Verfasser ist Hr. **Robert Wood**, großbrittannischer Unterstaatssekretair, der nämliche, der die Ruinen von Palmyra, auch die Ruinen von Balbek mit so schönen

Kupfern

Kupfern herausgegeben hat. Nun ist er todt, er war im Proceß gegen **Wilkes** 1763 bekannt, wurde zu einer Strafe verurtheilt, weil er **Wilkes** Papiere nehmen lassen u. dgl. Er giebt in dem Werke seine Gedanken von Homers Vaterlande, Reisen, Seefahrten, Erkenntniß, Clima, Religion, Mythologie, Sitten, Gebräuchen und Sprache; er betrachtet ihn als Geschichtschreiber, Zeitrechner, und endlich als Weltweisen; alles dieses, sagt er, macht Homers Originalgeist. Es ist ein sehr gelehrtes Werk, der Verfasser reisete eigentlich ganz Griechenland und Kleinasien durch, um alle Oerter, die Homer besungen, zu besehn und kennen zu lernen. Neulich hat man mir gesagt, daß dieses Werk zum Glück nun nicht mehr so rar ist.

Wir haben das Vergnügen gehabt, Hrn. Jennings und seine reizende Frau bey gutem Wohlseyn wieder zu finden; wir sind sehr oft bey ihnen auf ihrem angenehmen Landgute und Weinberge, nicht weit vom Stadtthore, und werden ungemein gütig und wohl empfangen. Wir gehn hier sehr viel mit dem Baron Hamilton, französischen Dragonercapitain, Sohn des Reichsraths, um. Er ist hieher gekommen, um seinen Mutterbruder Hrn. Jennings und seine alten Freunde zu besuchen; er ist hier erzogen. Er ist jung, und sehr artig, ein munterer Officier, schön und groß von Wuchs. Wir hatten die Ehre, ihn in Paris zu sehen, als Se. Königl. Hoheit, der Herzog **Karl von Södermanland**, da war. Er denkt bald von hier nach Nancy, wo er in Besatzung liegt, zurückzureisen.

Eine sehr angenehme Veränderung ist seit unserm letzten Hierseyn bey der hiesigen Bibliothek geschehen. Pastor Diodati ist erster Bibliothekar geworden, und die Bücher sind seitdem in einer bessern Ordnung. Einen artigern, reichern und gefälligern Bibliothekar haben wir auf unsern Reisen kaum getroffen. Seitdem wir in der Bibliothek gearbeitet haben, bittet er uns allzeit des Abends mit sich nach Hause, um den Abend mit seiner reizenden Familie zuzubringen, angenehme Concerte zu hören, und nachher zu Abend zu essen; ja wenn wir in der Bibliothek sind, läßt er sogar dahin Erfrischungen holen; kurz er vergnügt alle Arten des Geschmacks, und füllt zugleich Gehirn, Ohren, Mund und Magen; ich kann mit Recht noch die Augen hinzusetzen, denn er hat sehr schöne und artige Töchter, fünf an der Zahl, nebst drey Söhnen, alle wohl erzogen, alle verstehn die Musik, spielen irgend ein Instrument und singen; wir hören hier die Musik allzeit in der Gesellschaft der Musen. Es ist kränkend, an den Abschied von einem so angenehmen Hause zu denken, besonders da Hr. Diodati und seine artige Frau uns hier behalten wollen, unterdessen daß die Bibliothek in Ordnung gestellt wird, da ich die beßte Gelegenheit habe, einen so einsichtsvollen Bibliothekar zu nutzen, und wir zusammen ein recht vollkommenes Vergnügen geniessen können. Hrn. Diodatis Vorfahren sind von Lucca in Italien, sie sind unter der Reformation nebst vielen andern Familien hieher nach Genf ausgewandert: es war sein Aeltervater, der

die

die ganze Bibel ins Italienische übersetzte und 1641 herausgab, die in Italien verboten und so sehr rar ist; er gab sie auch 1644 französisch heraus. Beide sind in Folio und hier in der Bibliothek zu finden, man kann hier auch Exemplare zu kauf haben, da sie hier gedruckt sind, obgleich der Ort in der italienischen Ausgabe nicht gesetzt ist. Sie ist auch in Leipzig in Octav gedruckt. Es war sein Vater, der von Lucca nach Genf kam; zwischen ihm und Fra Paolo Sarpi in Venedig war ein beständiger Briefwechsel, Sarpis Originalbriefe finden sich noch in einem gewissen Hause hier in der Stadt, das diese Anekdoten so wohl verwahrt, daß weder Fremde sie zu sehen bekommen, noch die Familie sie zurück erhalten kann.

Von der Bibliothek werde ich Ihnen während meines vorigen Aufenthalts hieselbst schon geschrieben haben. Erwähnte ich damals, daß unter den vielen Gemählden von grossen und berühmten Männern, die diese Bibliothek schmücken, auch König Gustaf Adolf und Karl *XII.* sind? Hier findet man auch Gemählde von allen Verbesserern in der Kirche, von Johann Viclef an, dann Huß, Luther, Zwingli; Calvin versteht sich von selbst, diesen hat man auch in einem hölzernen Brustbilde. Ferner ist hier eine Sammlung Gemählde von allen berühmten Genfern, wie von Spanheim, Diodati, Turretin, Drelincourt u. s. w.; auch von andern grossen Männern, als Erasmus, Scaliger, Descartes, Coligni. Ausserdem eine Menge Medaillons nach Antiken in Bronz, die Brutus, Marius,

Sylla, Cicero, Seneca, Scipio u. a. vorstellen, sie sind den Originalen, die wir in Italien gesehen haben, sehr gleich, vorzüglich Cicero. Auf Handschriften will ich mich nicht einlassen, es würde mich zu weit führen. Doch darf ich nicht unerwähnt lassen, daß sich hier le Tresor de *Brunet* in der Handschrift auf fein Pergamen oder Velin in Folio findet. Brunet lebte in Florenz in der Mitte des 13ten Jahrhunderts, und brachte daselbst Neigung und Geschmack an Gelehrsamkeit und Wissenschaften in die Höhe; er wurde mit allen Guelfen von Florenz ausgetrieben, und flüchtete nach Frankreich, wo er dieses Buch in französischer Sprache schrieb; er starb 1295. Merkwürdig ists, daß er im 113ten Kapitel des ersten Buchs von les deux faces de la pointe de l'aiguille aimantée, die beym Segeln gebraucht wurde, das heißt, vom Kompaß, etwa 40 Jahr vor 1300 spricht; noch mehr, Brunet spricht davon als von einer bekannten Sache, die im allgemeinen Gebrauch ist, nicht aber als von einer neuen Erfindung. Hier sind Bedas Erklärungen über verschiedene Bücher des neuen Testaments, auf Pergamen aus dem 9ten Jahrhundert. In seiner Erklärung der Briefe Johannis findet sich nicht ein Wort von den drey Zeugen im Himmel, 1 Joh. V. 7. Also war dieser Spruch zu Bedas Zeiten, das ist im Anfange des 8ten Jahrhunderts, nicht in der Bibel. Es ist doch merkwürdig, daß Beda überall der lateinischen Vulgate folgte, worin er also damals auch nicht stand; denn in keiner ächten griechischen Handschrift hat er sich bisher gefun-

gefunden. Also ein starker Beweis, daß er nachher in die Vulgate eingeflickt worden; ich erinnere mich nicht, daß jemand diesen Grund gebraucht hat, ohngeachtet Bedas Werke gedruckt und allgemein bekannt sind. Hier ist eine grosse lateinische Bibel in einer so ansehnlichen Handschrift, daß sie für einen Mann eine völlige Last ist, sie von der Stelle aufzuheben; sie ist etwan im 10ten Jahrhundert geschrieben, über dem i hat sie keinen Punkt, der damals nicht gebräuchlich war. Pauli Briefe stehn zuletzt, die andern, nebst der Offenbarung, gehn vorher. Der erste Brief Johannis hat die Ueberschrift: Epistola ad SPARTOS, das den Gelehrten viel zu schaffen gemacht hat, einige habens für Spartanos nehmen wollen. Ich glaube, daß der Abschreiber, der ein Italiener war, sich geirrt, und in der Eile Spartos für Sparsos als vor einem katholischen Briefe, geschrieben hat; dis war um so viel leichter, da es im Italienischen gebräuchlicher ist, sparti als sparsi von spargere zu sagen: daß aber der Schreiber ein Italiener gewesen, ist daraus klar, daß in dieser Bibel fast durchgehends michi, nichil, wie die Italiener mihi, nihil, aussprechen, geschrieben ist; ein Schreibfehler, der auch in der merkwürdigen Bibelausgabe vom Jahr 1462, obgleich in der deutschen Stadt Maynz gedruckt worden, welches beweiset, daß das Original in Italien geschrieben, und der Setzer ein sklavischer Nachbeter war. In dieser Handschrift der Bibel findet sich der streitige Spruch von den drey Zeugen im Himmel, er steht aber nach den drey Zeugen auf

Erden.

Erden. Von der hier befindlichen Handschrift auf ägyptische Papyrus werde ich ohnfehlbar vorhin geschrieben haben: damals war es mir eine sehr grosse Seltenheit, nachher aber habe ich in Italien sehr viele gesehen. Dis enthält Stücke aus verschiedenen Predigten Augustins: das erste, das hier vorkomt, ist ein Theil von Sermo de conversione Sancti *Pauli* XXXVI. de dimensis, auf 53 Folioblättern, wovon nur 37 von ägyptischem Papyrus und die übrigen 16 von Pergamen sind; sie sind nicht sehr ordentlich eingebunden. Die Handschrift ist aus dem 6ten oder 7ten Jahrhunderte, alles mit grossen Buchstaben, alle Worte, die ganze Zeile durch, zusammengehängt, als wäre es ein einziges Wort, aber am Ende des Sinnes steht ein Punkt, zuweilen auch ein Semicolon, oder ein Comma, oft ein Ausrufungszeichen, oder auch ein umgekehrtes Semicolon ⸵, diese Handschrift, nebst vielen andern hier befindlichen ist aus des Parlamentsraths Alexander **Petavs**, **Paul Petavs** Sohns, Bibliothek, dessen Wapen drauf steht. Die Königinn Christine kaufte einen Theil seiner Handschriften, die itzt in der vaticanischen Bibliothek sind, die übrigen kaufte Hr. **Lullin**, und schenkte sie in diese Bibliothek; daher komts, daß sich hier so vieles zur französischen Geschichte gehöriges findet, das verschiedene Anekdoten enthält, und von einem neugierigen Forscher untersucht zu werden verdient. Hier ist König **Philipp** *IV.* oder des Schönen Haushaltungsrechnung auf sechs längliche Holzscheiben, mit schwarzem Wachse, worein geschrieben ist, überzogen; diese

Rech-

Rechnung enthält die letztern 6 Monate vom Jahr 1308. Ich meyne, die dazu gehörige Hälfte, wenn ich mich recht entsinne, in Florenz gesehn zu haben, habe aber eben meine italienischen Papiere nicht bey der Hand. Hier ist auch ein anderes vollgeschriebenes Blatt von Papyrus, das unter einem Glase verwahrt wird. Ferner lange Rollen mit hebräischer Schrift, auch eine lange Rolle in griechischer Sprache. Ein grosses Scutum votivum von Silber, das man in der hier vorbeyfliessenden Arve gefunden, Kaiser **Valentins** Name steht drauf, nebst vieler erhabenen Arbeit, also ists aus seiner Zeit; ich meyne, daß es in **Montfaucons** Antiquités expliquées abgezeichnet ist. In der Bibliothek ist auch ein schönes Naturalienkabinet, das Hr. **Bourguet** hingeschenkt hat, es hat viele Schnecken und Versteinerungen, unter andern einen versteinerten Seepferdszahn, wie eine geballte Faust groß. Unter andern Seltenheiten wird eine Handschrift von Mademoisell **Waldkirch** vorgezeigt, die blind geboren gewesen, dem ohngeachtet hat sie eine sehr schöne Hand geschrieben; ihr Vater war Kaufmann in Genf gewesen, aber von Schafhausen hingekommen. Doch vielleicht bin ich schon zu weitläuftig gewesen.

Nun sollte ich erzählen, wie ansehnlich der französische Resident Hr. **Hennin** seine Bibliothek, seitdem wir letzt hier gewesen, mit gedruckten Büchern und Handschriften vermehrt hat, allein ich muß mich begnügen, eine merkwürdige Handschrift von 11 Foliobänden zu nennen, die alle Papiere

des

des Marquis du Plessis Chatillon enthält, der ganzer 30 Jahre in der Mitte des 17ten Jahrhunderts unter den Kardinälen Richelieu und Mazarin, theils als Feldmarschall in Catalonien und der Lombardey, theils als gevollmächtigter Minister bey verschiedenen Fürsten in Italien und Botschafter in Venedig gebraucht worden; es finden sich darunter eine Menge Originalbriefe von Fürsten, Ministern und Gesandten seiner Zeit. Ich werde schon gesagt haben, daß der Resident verschiedene politische Schriften und Anekdoten von Schweden, wie vom Reichstage von 1756, in 3 grossen Foliobänden besitzt. Er hat viele rare Bücher, auch kostbare und rare Kupferstiche von dem berühmten Balechou, wie seinen Seehaven, seinen Sturm, auch das so höchst seltene Bildniß König Augusts *III.* in Polen, das die Aufschrift hat: *Auguste III.*, Roi de Pologne, Electeur de Saxe. Peint comme Prince Royal et Electoral pendant son séjour à Paris, en 1715, par le Chevalier *Hyacinth Rigaut.* Gravé par *J. J. Balechou*, natif à Arles 1750. Dis ist das größte Meisterstück, das er gemacht hat, es kostet 10 Louisd'or. Mehr will ich nicht hinzusetzen, als nur, daß uns der Resident, so wie das vorigemal, viele Höflichkeit und Freundschaft erzeigt.

Wir haben auch die Bekanntschaft mit Hrn. Professor de Saussure erneuret, der neulich mit seiner artigen Frau und Tochter von 8 Jahren von seiner Reise nach Italien und Sicilien zurückgekommen ist. Die Tochter hat das seltne Glück gehabt, daß Se. Heiligkeit Pabst Clemens *XIV.* sie in

Villa

Villa Patrici, gleich aussen vor Rom, umarmt hat. Hr. de Saussure zeigte mir unsers schwedischen Ferbers Briefe über Italien, die in diesem Jahre in Prag 1773 auf 407 Seiten in Octav gedruckt worden; ich sahe sie hier zum erstenmale, er rühmt sie wegen der vortreflichen Bemerkungen, die sie in der Naturgeschichte von Italien enthalten, unbeschreiblich. Er wünscht mit Hrn. Ferber in Briefwechsel zu kommen, und hat mich gebeten, es ihm zu vermittlen; ich trage es Ihnen auf, und bitte um viele Grüsse an Hrn. Ferber, unsern Reisegefährten auf so vielen Stellen in Italien. Eben so rühmt Hr. von Saussure des Herrn Professor und Ritter Johann Gottschalk Wallerius letztere lateinische Ausgabe seiner Mineralogie, die in Stockholm 1772 in 8. herausgekommen, ungemein; die schönen Zusätze und darin gemachten Veränderungen gefallen ihm ausserordentlich wohl. Hr. von Saussure hat ein sehr prächtiges Naturalienkabinet, nebst schönen physischen, besonders elektrischen Werkzeugen, nun hat er auch einen Blitzableiter gesetzt: in ganz Genf war den Leuten anfangs bange, er mögte den Blitz auf sie herunter leiten, und sie setzten sich sehr gegen die Aufrichtung dieses Werkzeugs; allein er gab eine Schrift heraus, worin er den Vortheil davon zeigte. Besonders ists, daß ein blosser Chatelain (Burgvogt) bey Chamauni in Savoyen, wo die Eisberge sind, Namens Paquard, der erste war, der die Beobachtung machte, daß Funken aus einer eisernen Stange kamen, wenn es donnerte; er kam nachher um das

Jahr 1754 nach Paris, und sahe den Abt Nollet elektrische Versuche machen; diesem erzählte er, was er gesehen, und daher lernte Nollet die Verbindung zwischen dem Donner und der Elektricität. Der vorige Bibliothekar hier in Genf, Jallabert, ist der erste gewesen, der Krankheiten durch die Elektricität geheilt hat. Diese Anekdoten habe ich von Hr. de Saussure. Hr. de Saussure hat das so seltne Glück, ein reicher Gelehrter zu seyn; seine Reichthümer hat er mit seiner braven und schönen Frau, eine geborne Lullin Boissier; man hält ihn gegenwärtig für den reichsten Genfer, auch bewohnt er das schönste Haus in der Stadt, nebst einem überaus schönen Garten und einer vortreflichen Aussicht. Das Haus ist vom Großvater seiner Frau, Hrn. Lullin Boissier, gebauet, der ein reicher Banquier in Paris war; allein durch ein ganz sonderbares Schicksal, das ich kurz erzählen will, hat er niemals selbst einen Fuß drin gehabt. Er schickt den Riß zum Hause von Paris, giebt seine Befehle, das Haus wird geschwind aufgebaut, ausmöblirt, und alles fertig. Nun reiset Hr. Lullin von Paris nach Genf, um sein schönes Haus zu beziehen, allein, da er zur Stadt komt, ists zu spät, die Brükken sind schon aufgezogen; er sieht das Haus in der Nähe, und muß gleichwol über Nacht in einem andern Hause auf der Ebene Plein-Palais schlafen; des Morgens denkt er in sein neues Haus einzugehn, allein frühe findet man ihn todt im Bette, so frisch und gesund er sich am Abend hineingelegt hatte. Sonderbar wars auch, daß der Baumeister,

der

der die Zeichnung vom Hause gegeben, die Küche vergessen hatte, als zur Vorbedeutung, daß der Besitzer nie in seinem Hause essen, also keiner Küche bedürfen würde. Nachher hat man ein anderes Zimmer dazu angewandt, und wir können aus der Erfahrung bezeugen, daß Küche und Tisch gegenwärtig dem Hause völlig entsprechen. Hr. d'Alembert hatte einen artigen Einfall, da er dis Haus sahe: „Schade, daß der Mann, der ein solches Haus aufführen lassen, keine Spitzenmanschetten tragen durfte," denn es sind hier Gesetze gegen den Aufwand, die Mannspersonen dürfen keine andere seidene Zeuge tragen, als schwarze u. dgl.; dem Frauenzimmer sind nun Fallblätter erlaubt; auch hat man seit 2 Jahren Sänftenträger freygegeben.

Die innerlichen Uneinigkeiten in Genf sind nun zum Vortheil der Bürgerschaft beygelegt, wodurch die Demokratie einen Schritt mehr gewonnen hat; allein viele glauben, daß das Feuer unter der Asche nur halb gedämpft liegt, und der Magistrat wieder suchen wird, seine ehemalige Macht, so bald sich nur die Gelegenheit findet, zu bekommen. Itzt ist alles ruhig und stille. Wachen werden weiter nicht von der Bürgerschaft gehalten, wie da wir das erstemal hier waren; auch hört man nicht mehr von les Représentans, les Négatifs, les Natifs, und was für Namen sie sonst hatten, reden.

Von Hrn. de Lucs schönem Muschelkabinet und Sammlung von Versteinerungen, die ihres gleichen nicht hat, habe ich Ihnen schon vorhin geschrieben. Schrieb ich auch, daß er, so viel man

weiß, der einzige in der Welt ist, der Echiniten mit ihren Stacheln in Silex oder Feuerstein versteinert besitzt? Die Stacheln, les piquans, hat man wohl versteinert unter dem Namen lapis Judaicus, weil sie an den Küsten von Palästina und auf dem Berge Carmel gefunden, und an Pilgrim für versteinerte Oliven oder andere Früchte, auch als ein Gegengift gegen gewisse Krankheiten, verkauft werden, allein der Körper vom Echinus marinus, nebst den Stacheln dran, ist sonst nirgend vorhanden. Aber Hr. de Luc hat nicht Trochinus solaris, den ich noch nie in einem von den unzählbaren Kabinetten, die ich gesehen, ausser bey dem Archiater und Ritter von Linnee in Upsala, gefunden habe, der mirs auch vorher sagte, daß ich nicht oft seines gleichen antreffen würde, und mich bat, es ihn wissen zu lassen, wenn und wo ich ihn sehen würde; bisher habe ich noch nicht das Vergnügen gehabt, ihm mit dieser Neuigkeit aufzuwarten.

Ich muß Ihnen hier eine Begebenheit erzählen, die den Aerzten ein Geheimniß ist. Ein Mädchen von 15 Jahren hier in Genf soll nun 7 Jahr lang eine lebendige Schlange im Magen haben, die sie, wie man meynt, im Wasser eingetrunken hat; eine lange Haut ist ihr abgegangen, die itzt in Weingeist bey einem hiesigen Apotheker verwahrt wird; ich ging hin, sie zu besehn, sie sieht doch keiner Schlangenhaut gleich: obs aber ein langer Wurm oder ein fetter Auswuchs der Gedärme ist, überlasse ich andern zu beurtheilen.

Lieber will ich von den grossen Meisterstücken in der Mechanik und Uhrmacherkunst reden, die wir hier gesehen haben. Hr. Morand zeigte uns eine Repetiruhr in einem goldenen Ringe, wo die Uhr nicht grösser war, als ein mäßiger Stein im Ringe. Wir sahen goldene Stockknöpfe, auch Schnupftobacksdosen mit Uhren bey ihm, diese spielen eine Arie; itzt arbeitet er an einer Uhr mit einem Glokkenspiel in einem Ringe, die 3 Arien spielen soll. Die Uhren in Ringen kosten von 18 bis 20 Louis-d'or, nach dem Werth der Steine, denn alle sind mit Diamanten besetzt. Einen so geschickter Meister in diesen Arbeiten haben wir sonst nirgend gesehen. Zwar hat man davon sagen hören, daß der König von Spanien an einem Galatage ein Kleid angehabt, worin jeder Knopf eine Uhr mit einem Glockenspiel hatte, welche spielten, wenn Se. Majestät tanzte. Mit einer so lieblichen Musik sey dieser Brief geschlossen.

N. S. Doch darf ich noch eine Anmerkung zu meinem Briefe vom 7ten von hier hinzusetzen, wo ich die Materie von den Kröpfen der Savoyer schliesse? Sie ist diese: Was man französisch les Goitres, italienisch Gozzi nennt, (nicht Scrofule, wie einige falsch geschrieben haben, denn dis ist eine andere Krankheit im Halse, les écruelles) war bey den Alpenbewohnern schon vor ohngefähr 2000 Jahren allgemein; dis könnte leicht auf die Gedanken bringen, daß sie erblich, oder ein Geschlechtsfehler seyn müssen, und nicht, wie einige be-

 haupten,

haupten, vom Wasser kommen, denn Schneewasser soll ganz gesund seyn. Zu Juvenals Zeit waren sie auf den Alpen so gemein, als blaue Augen und lichtes Haar bey den Deutschen, denn er singt: Sat. XIII. 16.

Quis tumidum guttur miratur in Alpibus, aut quis —

— — — —

Coerula quis stupuit Germani lumina, flavam
Caesariem, et madido torquentia cornua cirro?
Nempe quod haec illis natura est omnibus una.

Es ist mir ein rechtes Vergnügen, wenn ich in den alten Schriftstellern finden kann, daß die Welt sich allzeit gleich gewesen; wir werden sehen, wem es vorbehalten ist, die grossen Brüste auf der Insel Meroe, die der Dichter in eben der Stelle besingt, in der Natur zu finden.

Fünfter Brief.

Genf, den 28sten September, 1773.

Wir haben einige Abstecher um Genf gemacht; der nach les Glacieres oder den Eisbergen in Chamouni in Savoyen, den größten und höchsten in den drey ältsten oder zuerst bekannten Welttheilen, war der merkwürdigste. Wir machten Gesellschaft mit Lord

Lord Mahon, die Reise ging durch verschiedene Städte und Dörfer in Savoyen, die ziemlich schön waren, besonders die Stadt Bonneville, etwa fünf französische Meilen von Genf. Bey Sallenches, 9 Meilen von Genf, mußten wir den Wagen lassen, und nach Chamouni Pferde und Maulthiere nehmen, weil der Weg unbeschreiblich schlecht, enge und bergigt ist. Wir fuhren durch Wälder von Pflaumen-, Birn- und Nußbäumen, und sahen schöne Wasserfälle von dem klarsten die Berge herabstürzenden Wasser. Ueber die Arve kamen wir mehreremal, und sahen sie oft in brausendem Schaume, als wenn sie die steilen Berge mit Unwillen herunterstürzte. Endlich kamen wir zum Thale Chamouni; das Thal ist recht schön, hat 3 bis 4 Kirchspiele oder Dörfer, die unter dem Prior stehen, der in dem Vornehmsten derselben wohnt; es kann überhaupt 2500 Bewohner haben, ist sehr wohl bebauet, hat Wiesen und Aecker, die Waizen, Hafer, Hanf und Flachs tragen; Weinberge aber giebts nicht. Hier wächst alles, was man in Schweden antrifft, dessen Clima es sehr nahe komt; hier sahen wir zum erstenmal Bicks- oder Heidelbeeren, seitdem wir Schweden verlassen, auf französisch nennt man sie hier Embruns oder auch Embroches, savoyisch Lioutres. Hier giebts gutes Vieh, und vortrefliche Milch, Bienen sind hier auch in Menge, allein man verfährt sehr unwissend, ja tyrannisch, wenn man sie brandschatzen will, man schmäucht diese fleißigen Sammler mit Schwefel oder dergleichen todt; ich zeigte einigen Bauern, wie sie es machen

chen sollten, um gegen die armen Bienen dankbarer und klüger auf ihren eigenen Vortheil zu seyn. Sonst sind hier auch Tannen, Fuhren, französisch Pin, savoyisch aber d'Arola, auch Lerchenbaum, Larix, savoyisch Larz, eben von dem lateinischen Worte, französisch heißt der Baum Melese. Im Walde giebts Bären, Wölfe, Füchse, und Murmelthiere, ein vierfüßiges Thier, von der Grösse eines Ferkens, es gräbt tiefere Hölen in die Erde als ein Kaninchen, worin es sich versteckt, sein Laut ist ein starkes Zischen.

Nun zum Eisberge. Wir bedurften volle drey Stunden, um auf den Mont en verd, so heißt der Berg, hinaufzusteigen; es sind daselbst Hütten für Hirten, und ein Felsen, den die Leute la pierre des Anglois nennen, weil die Engländer **Pococke** und **Windham** die ersten waren, die um das Jahr 1741 die Eisberge besuchten; auf deren Beschreibung es seitdem gebräuchlich wurde, hieher zu reisen, um eine so grosse Merkwürdigkeit zu besehen, die anfangs einen Schweden, der Eis und Schnee einmal des Jahrs, länger, als er wünscht, sieht, nicht befremden zu können scheint; doch glaube ich, daß Schweden dieses gleichen nicht hat. Von diesem Mont en verd stiegen wir auf die Eisberge, les Glacieres. So nennt man eine sehr grosse Eisstrecke, die mit dem Montblanc oder Montmaudit zusammenhängt, dem höchsten Berge in der alten Welt, indem er nach Hrn. de Lucs Messung 13000 pariser Fuß über die Wasserfläche des Genfersees, und 14000 über die Meeresfläche hoch ist, welches etwa eine französische oder halbe schwedische Meile

aus-

ausmacht. Mit Eis ist er unaufhörlich bedeckt: dis sieht, wenn man näher komt, gräulich aus, ohngeachtet es von weiten, wie in Genf, weiß aus, sieht, und mans daher für Schnee halten sollte. Auf einigen Stellen ist hier das Eis 100 Faden dick; es liegt wie in Wellen, bald wie Hügel erhaben, bald wieder in Thälern und Gruben; es sind viele tiefe und breite Ritzen drin, worin grosse Ströme rinnen. Mylord Mahon hatte auf einem Esel einen Sack voll Granaten, nebst Pistolen und Büchsen u. dgl. heraufbringen lassen. Wir warfen Granaten in die Eisrisse, die einen schönen Wiederhall gaben; wir gingen einige Stunden auf diesem ewigen Eismeere, oder wie ich sonst dieses unermeßliche Eisthal nennen soll. Gewiß ists, daß dieses Eis herunterschreitet, man hat Pfähle dreingeschlagen, und vermittelst Parallelen Merkzeichen genommen, wodurch man gefunden, daß es sich hebt, und seine Stelle verändert, aber so langsam, daß es in 2 bis 3 Jahren nicht sehr weit komt; unten, wo alles Eis aufhört, fließt der Fluß Arveiron, der unter dem Eise mit heftigem Brausen hervor komt, und sich nachher in die Arve stürzt; vielleicht schwimmt dis Eis langsam auf dem drunter befindlichem Wasser. Neben dem Eise ist ein spitziger Berg, l'Aiguille de Dru, der völlig wie eine steinerne Spitzsäule aussieht, beständig mit Eis bedeckt, und den ganzen Tag von der Sonne erleuchtet ist: Dru, bedeutet auf savoyisch vergnügt, frölich als vom Wein; der Name komt daher, weil diese jähe, jedem menschlichen Fuß schlechterdings unersteigliche, von der Sonne allzeit erleuchtete, Bergspitze,

spitze so stolz und erhaben ins Auge fällt. Hier auf dem Eise ist die Electricität ungemein stark, wenn ein Gewitter in der Luft ist; dann ists nicht rathsam, mit einem eisernen Eisprickel zu gehen, oder irgend einiges Metall am Stocke zu haben, welches die elektrische Kraft fortpflanzt. Man kann auf diesem Eise sehr weitherum, und bis auf den Montblanc hinaufgehen. Es war ein andrer Engländer in unserer Gesellschaft, als dieser erfuhr, daß man von hier nach Turin kommen könne, begehrte er sogleich von uns einige gute Adressen, und nachdem wir auf la Pierre des Anglois zu Mittag gegessen, begab er sich, nebst einem Wegweiser, ohnverzüglich auf die Reise. Wir blieben nebst Lord Mahon länger auf dem Mont en verd, und belustigten uns mit Granaten, die wir aufs Eis warfen. In der That kann man auch in Schweden eine solche Aussicht nicht haben: eine Eissee auf Bergen mit grünen Bäumen, Laubwerk und schönen Aeckern umgeben, wo man vom Eise steigen und Heidelbeeren, Erdbeeren und Himbeeren pflükken kann, die wir hier in Menge hatten, ohngeachtet es mitten im Monat, den 15ten September, war: auf diesen einen Tag reiseten wir durch alle vier Jahrszeiten, eine starke Sommerhitze unten im Thal, den kühlen Herbst auf dem Berge, den Winter auf dem Eise, und den Frühling unter häufigen Blumen, die noch nicht ausgebrochen waren. Hier ist viel Bergkristal von allerhand Farben.

Ich bemerkte hier manche Ueberbleibsel von der lateinischen Sprache im Savoyischen: Der Dachs, den die Franzosen Blerau nennen, heißt hier Tasson

von Taxus: Avo Großvater: Merenda das Vesperbrod; diese sind doch auch im Italienischen gebräuchlich, aber nicht so sehr: a m'a aggredi, er hat mich angegriffen von aggredi, ein in Savoyen allgemein üblicher Ausdruck; allein woher sie die Fuhren d'Arola, die Heidelbeeren Lioutres, die Himbeeren Ampas, stolz und munter dru nennen u. dgl., weiß ich nicht, wenns nicht aus dem alten Gallischen ist. Oft habe ich gewünscht, daß man über jede Provinzialmundart, und vorzüglich über die Sprachen der Nationen, die weit von der Hauptstadt leben, und von Landstrassen entfernt sind, wie die Bewohner der Gebirge u. dgl., Wörterbücher machen mögte. Diese würden viel Licht in der ältern Geschichte geben, uns die Wanderungen der Völker kennen lehren, denen wir alsdann vermittelst der Sprachen auf der Spur folgten, sähen, woher sie gekommen, und wohin sie gegangen, die Sprache wieder fänden, die in ältern Zeiten von dem und dem Volke, das noch keine Künste und also keine Namen davon hatte, geredet worden, u. s. w. Sie müssen als ein Patriot und Geschichtschreiber einen ehrlichen Dalkerl aufmuntern, über seine Sprache, die mit der isländischen so übereinstimmend seyn soll, ein vollständiges Wörterbuch und Glossarium herauszugeben.

Auf unserer Rückreise sahen wir beständig den Montblanc zur Linken, und andere Eisberge Pelerins und Bossons zur Rechten. Beym Dorfe Passi bekamen wir wieder Weinberge zu sehen. In der Kirchmauer daselbst sind 2 lateinische Inschriften, die ich abschrieb, allein ich darf Sie nicht damit beschweren: sie enthalten beide ein Gelübde an Mars.

Bey

Bey Sallenche nahmen wir unsern Wagen wieder, und fuhren nach dem Kirchspiel Balme, wo eine merkwürdige Höle hoch in einem Berge ist. Wir fingen an hinauf zu steigen, allein die Schwierigkeit, diese jähe Klippe zu besteigen, vermag ich nicht zu beschreiben; ein Weg ist schlechterdings nicht da, es mögte denn für Gemsen seyn; wir mußten fast überall auf den Vieren über hohe Steine, Büsche und Klüfte kriechen, zuweilen auf Zweige von Bäumen klettern; ich wäre beynahe auf dem halben Wege umgekehrt, ohngeachtet ich zwey Führer hatte, die mich unter die Arme faßten, wenn nicht Mylord **Mahon** und Baron **Rudbeck** so neugierig gewesen wären, dis sogenannte Wunder der Natur zu sehen. Als wir endlich in ein paar Stunden bis an den Berg gekrochen waren, so war es damit noch nicht gethan; um hineinzukommen, sollte man über eine hohe Klippe, welches auf keine andere Art geschehen konnte, als daß wir einer nach dem andern auf den Rücken und die Achseln unsrer Leiter als auf Treppen steigen, und zugleich in einen Zweig fassen mußten, wäre dieser gebrochen, so wären wir auch zum letztenmale gefallen. So viele Schwierigkeiten auch ein Reisender oft überstehen muß, wenn er seine Neugier sättigen will, so fehlen mir doch dismal die Worte, die Beschwerlichkeit auszudrücken; es läßt sich gar nicht beschreiben, wie müde wir wurden, so weit hinauf zu gehen, und wie oft wir den Athem verloren. Endlich kamen wir zu einer unermeßlichen Höle, überall mit den schönsten und weissesten Stalactiten besetzt, die gegen die Wachsfackeln, die wir, uns zu leuchten, anzün-

anzünden liessen, einen prächtigen Wiederschein gaben. In dieser Höle sind sehr viele Gänge und schöne Gewölbe; an einigen Stellen siehts wie Zimmer, Kammern, Kapellen und Kirchen aus; sie gleicht inwendig sehr der Höle der Sibylle bey Puzzoli. Ohngeachtet der Höhe hat sie doch vortrefliches Wasser zum trinken, es ist auch ein tiefer Brunnen im Berge selbst, ein Stein fällt etwa eine halbe Minute, bis er den Boden erreicht. Das alles ist ohnstreitig sehr schön zu sehen, allein verlohnt es wohl die viele Mühe, erst mit Lebensgefahr hinaufzusteigen, und dann mit unsern Führern herunter zu fahren, oder besser, zu rollen? diese führten uns nun einen andern Weg, der, wie sie sagten, besser seyn sollte; freylich war er ebener, aber auch steiler. Die Grotte, nebst den Eisbergen, ist in einem Buche beschrieben, das zwar im Drucke fertig ist, aber noch nicht ausgegeben worden, es hat den Titel: Description des Vallées et Glacieres situées dans la Province de Faucigny en Savoye. in Octav. Der Verfasser, Hr. **Theodor Bourrit**, Grand Chantre oder Küster in Genf, schreibt sehr schwülstig, und häuft durchgehends Ausrufungen auf Ausrufungen. Wir verliessen diese grosse Höle, und kamen durch die Städte Cluse und Bonneville, nach einer Abwesenheit von 5 Tagen, die wir auf dieser Reise zugebracht hatten, wieder nach Genf zurück.

Ich will diese Nachrichten mit einer Beschreibung des Festes schliessen, wozu wir gleich nach unserer Rückkunft, um uns nach so vielen Beschwerlichkeiten durch eine Lustbarkeit zu erholen, auf Veran-

anstaltung des Lords Mahon gebeten worden. Es war das Fest, das le Roi de l'Arquebuse, (das heißt der beßte Büchsenschütze oder Schützenkönig, dis Jahr wars Hr. Maudry,) den Vornehmsten der Stadt auf dem Genfersee, nebst einem Mittagsessen für mehr als 200 Personen geben muß. Es war ein recht schönes Fest. Die Mahlzeit wurde bey Pr l'Eveque gegeben; ein angenehmer Ort nicht weit von der Stadt, wo der Palast des katholischen Bischofs vor Zeiten gestanden, wovon der Name bisher geblieben. Der König Hr. Maudré bewies uns viele Höflichkeit, und stellte uns neben den regierenden Syndics, welche die vornehmsten Magistratspersonen in der Republik sind. Die Gesundheiten wurden unter Musik und Kanonenschüssen getrunken, und als man von der Tafel aufstand, trank man à la prospérité de la République, und dann zogen alle die Degen, und machten damit ein Waffengeklirr gegen einander, eine Gewohnheit, die wir bisher nirgend gesehen; hier ists allzeit üblich, wenn man auf das Wohlseyn der Republik trinkt, gleichsam zu zeigen, womit man ihre Freyheit vertheidigen will. Es war eine sehr angenehme und grosse Gesellschaft, wir machten hier viele ansehnliche und angenehme Bekanntschaften. Lieder wurden auch gesungen, unter andern bekam der Pabst sein Plätzchen, woran wir hören konnten, wenn wirs auch vorher nicht gewußt hätten, daß wir nicht mehr in Italien oder einem katholischen Lande waren. Dann fuhr man in zwey sehr schönen Schaluppen auf die See aus; wir haben kaum irgend-

irgendwo auf dem Wasser so schöne Aussichten gehabt, als hier; die See war eben und stille, mit grünen Gefilden, Weinbergen, Aeckern, Gärten, Bergen und Thälern bekränzt; voraus die Stadt Genf, die sich sehr schön vom Wasser zeigt; auf unsern Fahrzeugen war Musik und Tanz; die gelöseten Kanonen gaben einen vortreflichen Widerschall, der von der Stadt mit Freudengeschrey beantwortet wurde; es kam uns vor, als wenn wir auf dem Bucentaur in Venedig wären, nur daß der Genfersee schöner ist, als das adriatische Meer; es fehlt zu der Schönheit dieses Sees nichts, als eine Insel, dahin man reisen könnte, welches das Vergnügen mit der abwechselnden Mannigfaltigkeit sehr vermehren würde. Abends gingen wir unter Kanonenschüssen und Trompetenschall und dem verdoppelten Freudenruf vieler tausend Zuschauer ans Land, wir begleiteten den Schützenkönig nach Hause, und dankten für die viele uns bewiesene Höflichkeit.

Auf dem grossen Kirchthurme sind wir auch gewesen, wo wir die ganze Stadt mit den umliegenden schönen Gegenden in Augenschein genommen haben; ein Umstand, den ich übergehn würde, wenn ich Ihnen nicht zugleich einen andern erzählen wollte, den ich einer Anmerkung werth finde. Auf diesem Thurme ist eine grosse Leuchte, die angezündet und zum Signal ausgehängt wird, wenn die Republik in Gefahr ist, um es den mit ihr verbündeten Orten bekannt zu machen; vor dem Stadtthore ist noch ein so genannter Bucher, den man

anzün-

anzündet, damit, im Fall das eine gewaltsam verhindert wird, das andere gebraucht werden kann. Dergleichen Wach- oder Feuerthürme sind durch die ganze Schweiz; der erste, dem das Zeichen von Genf gegeben wird, ist bey Coppet, 2 Meilen von hier, die erste Stadt im Ort Bern; so geht es fort, in 6 Stunden weiß mans in Bern, welches gewiß kein kleiner Abstand ist, in 24 Stunden ist das Signal der ganzen Schweiz gegeben. An verschiedenen Stellen, wo die Aussicht durch Wälder, Berge und sonst gehindert wird, machen Kanonschüsse die Verbindung; der Unterschied zwischen der Geschwindigkeit des Schalles und der Lichtstrahlen kann wenig dabey thun. Sonderbar ists, daß auf eben die Art, wie die Schweizer durch Feuer und Rauch das Zeichen geben, daß Unruhe im Lande ist, man in Cathai, von dem man nun weiß, daß es mit China einerley ist, dem Hofe bekannt macht, daß handlende Karavanen an der Grenze angekommen sind; durch eben diese Zeichen, nemlich Feuer bey Nacht und Rauch am Tage, bekomt man auch vom Hofe Antwort, ob die Karavane zur Hauptstadt kommen darf oder nicht; alles dis, das sonst viele Tage erfordern würde, geschieht in wenigen Stunden. S. Busbeks Briefe, Elzivirische Ausgabe 1660. S. 328.

Hier in Genf haben wir das Vergnügen gehabt, 2 schwedische Consuls von alter Bekanntschaft, den Königl. Agenten André von Neapel, und den Consul Fölsch von Marseille, zu treffen, beide sind hier mit ihren Frauen, ihre Verwandten zu besuchen.

chen. Was für artige Leute sie sind, und wie viele Höflichkeit sie uns erwiesen haben, werde ich Ihnen von Marseille und Neapel geschrieben haben. Mit zwey Spaniern haben wir hier Bekanntschaft gemacht, die ein ganzes Jahr in Schweden gewesen sind, und unser Vaterland und den König ganz ausnehmend rühmen, es ist der Graf Pennaflorida und der Abt Cluvier. Sie sind in der Naturgeschichte und Mineralogie sehr bewandert, der Graf ist auch zum Mitgliede der königlichen Akademie der Wissenschaften in Stockholm aufgenommen. Sie lieben Schweden und die Nation unbeschreiblich; sie sagen, Schweden wird glücklich werden, wenn es völlig von sich selbst abhängt, allen Aufwand des Ueberflusses entfernt, und alle Grundmaterien, die in seinem Schoosse gefunden werden, besonders die Bergprodukte bearbeitet, und wenn seine Bewohner (sagten sie) ohne alle Nachahmung ausländischer Sitten nur Schweden bleiben. Vom Könige Gustaf sagten sie, daß sie nun alle Könige und Beherrscher Europens gesehen, und den König von Schweden unter ihnen den größten, und seine Eigenschaften unvergleichlich gefunden hätten. Er hat, sagen sie, das beßte Herz, den größten Verstand, die weitläuftigsten Einsichten und Kenntnisse, die wärmste Liebe für sein Volk, und alle die glänzenden Talente, die einen grossen und vortreflichen König und Landesvater machen. Was für eine Freude für Schweden und getreue Unterthanen, dergleichen Ausdrücke in dem Munde von Ausländern zu hören? Der Abt Cluvier setzte eine Prophezeyung,

vielleicht aus einem prophetischen Geiste, der auf seinen Stand zu fallen pflegt, hinzu: avec le Roi, que Vous avez, sagte er, Vous reprendrez la -- -- -- dans dix ans u. s. w.; allein unsere = = = werden schwerlich Küster dazu vorstellen, und antworten wollen: Amen, es geschehe also. Graf Pennaflorida sagte uns viele Anekdoten aus Schweden, besonders vom Könige, der ganz Vater seines Volks ist, wie er die Hospitäler und Kranken unerkannt besucht, was für ein empfindliches Herz er bey allen Vorfällen zeigt; er hat mit eignen Augen den König unbemerkt die Gewichte im Fleischscharn und die Güte der Waaren untersuchen sehen u. dgl. Wie glücklich ist Schweden nicht, das nun wieder einen Gustaf zum Könige erhalten hat! Jam novus seclorum nascitur ordo. Diese spanischen Herren sind eigentlich von Turin hiehergekommen, um Hrn. von Voltaire zu sehen; ob sie aber ihren Zweck erreichen, daran zweifle ich, Sie sollens nächstens erfahren.

Sechster Brief.

Ferney, den 1sten October, 1773.

Vom Hrn. von Voltaire schrieb ich Ihnen ohn Zweifel vieles, da ich vor drey Jahren in Genf war; dismal habe ich diesen Philosophen noch besser in Augenschein genommen, und kann Ihnen von der

der Stelle selbst frische Neuigkeiten geben. Wir sind nun hier auf Ferney oder Fernex zu mehreren malen gewesen, und itzt so zu Hause, daß wir verschiedene Freunde hier haben. Wir waren wenig Tage in Genf gewesen, als wir hieher reiseten, und den Brief, den uns Hr. de la Borde, Premier Valet de Chambre de Sa Maj. Très-Chrêtienne et Gouverneur du Louvre, in Turin an Hr. v. Voltaire gegeben, zu eignen Händen überreichten. Artig war es, daß ein Brief, den Hr. de la Borde geschrieben und uns geben wollen, von seinem Bedienten unter andern Briefen genommen und zu Turin auf die Post gegeben war; also waren wir lange vorher bey Hr. v. Voltaire angemeldet und ihm doppelt empfohlen, um sovielmehr da Hr. de la Borde Voltaires Freund ist, und eben neulich von Ferney gekommen war, wo er sich verschiedene Tage aufgehalten hatte, auch ausserdem bey dem Könige von Frankreich und der Gräfinn du Barry sehr in Gnaden steht. Nach seiner Manier ließ sich Hr. von Voltaire anfangs für krank ausgeben; das wird schon seit mehr als 40 Jahren seine übliche Sprache gewesen seyn. Der gelehrte Vater Jacquier in Rom, der damals beständig in seiner Gesellschaft gewesen, sagte mir, daß Voltaire damals schon immer von Krankheit gesprochen, und alle Tage gesagt habe, er würde bald sterben: V. Jacquier, an dieses Anstellen gewohnt, hat ihn ausgelacht, dann hat Voltaire gesagt: „Ihr lacht „mich aus, und ich weiß, daß Ihr Mathematiker „nichts glaubt, es sey denn demonstrirt, aber ich

„wills Euch auch bald so demonstriren, daß Ihrs „mit Augen sehn sollt.“ Indessen hat ers noch nicht gethan, ohngeachtet er nun bald 80 Jahre voll hat. Genug, daß Hr. v. Voltaire uns endlich annahm, er sagte: „Ich erinnere mich, daß ich die „Ehre gehabt, Sie vor einem Jahre zu sehen; Sie „sind seitdem in Italien, Sie sind in den Katakom„ben gewesen, und haben da viele Todte gesehen, „sehen Sie hier noch einen, ich sterbe eben diesen „Augenblick, sagte er, und schlug sich vor die Stir„ne.“ Baron Rudbeck bat ihn, ein wenig zu verziehen, so lange wenigstens, bis wir weggereist wären u. dgl. Ich sagte ihm, er könne nicht sterben, sein Witz sey unsterblich; auch, wenn es ihm deuchte, daß wir nur Ein Jahr weggewesen, da es doch drey wären, sey dis ein Zeichen, daß die Zeit ihm nicht lang währe; ich wünschte ihm viele dergleichen so geschwind verstreichende Jahre, daß ihm drey wie eins vorkämen, und was ich ihm sonst sagen konnte. Er redte nachher mit lebhaftem Vergnügen von der grossen Veränderung, die sich in Schweden während unserer Abwesenheit zugetragen, er sagte mit grossem Nachdruck und erhabener Stimme: „le Roi GUSTAVE est adoré en Europe;“ dis wiederholte er mehreremal, und setzte endlich hinzu: „wenn Sie einmal zu Hause kommen, et que „Vous voyez ce grand Roi de Suede, mettez moi „aux pieds de Sa Majesté, dites Lui qu'il est ado„ré en Europe.“ Ferner sagte er auf das Compliment, das ich ihm über die Verse machte, die er auf die Staatsveränderung in Schweden geschrieben,

ben, und die in verschiedene Monatsschriften eingerückt worden, daß dergleichen kaum gedruckt zu werden verdiene: „l'on ne devoit imprimer, que les „grandes actions de GUSTAVE,“ sagte er. Ich antwortete ihm, daß es Se. Majestät sehr angenehm seyn würde, „que le Philosophe du Siecle lui „rend ses hommages.“ Er bat uns, bey ihm zum Abendessen zu bleiben, als eben die Herzoginn von **Würtemberg** mit ihrem ganzen Gefolge hinkam; sie war von Lausanne, wo sie gewesen war, um das Orakel der Kranken, Hrn. Tissot, wegen ihrer Gesundheit um Rath zu fragen, nach Genf gekommen; allein wir konnten Hrn. **von Voltaires** Einladung nicht annehmen, weil wir schon in Genf versprochen waren, auch ausserdem ihm zeigen wollten, daß es nicht um sein Abendessen gewesen, daß wir mit so vielem Eigensinn ihn zu sehen verlangt, wir würden auch gezwungen gewesen seyn, die Nacht bey ihm zu bleiben, und das Gedränge zu vergrössern, weil die Genfer Zugbrücken mit Sonnenuntergang aufgezogen werden, erfuhren auch nachher, daß alle seine Zimmer voll geworden, indem 14 Personen da gewesen waren. Hr. v. **Voltaire** hat auf Ferney gerade 14 Zimmer, und eben so viel aufgestellte Betten für Fremde.

Wir machten dismal mit allen seinen Angehörigen und Freunden, die bey ihm im Hause sind, Bekanntschaft, mit Frau **Denys**, seiner Schwestertochter und Erbinn, Hrn. **du Rey de Morsan**, und Abt **Adam**. Frau **Denys** ist Wittwe ohne Kinder, etwa 60 Jahr alt, sehr belebt und artig, stark

in der Musik, das Klavier spielt sie schön, spricht auch italienisch. Sie fragte uns verschiedenes um unsere Reisen, und wir sie vieles um **Voltaire**, und bekamen manche Anekdote zu wissen. Die beiden genannten Männer sind zu Hrn. v. **Voltaires** Gesellschaft, zugleich helfen sie ihm grosse Werke durchlesen, und Auszüge draus machen, übersetzen auch aus den Sprachen, die ihm nicht so bekannt sind: denn hätte **Voltaire** nicht so gute Hülfe, so wäre es unmöglich, daß er so viel zu schreiben vermöchte, als er thut; überdas hat er seinen Secretair, Hrn. **Vaniere**, der weiter nichts thut, als abschreiben. Hr. **Adam** ist im Griechischen und Englischen sehr geschickt: er ist vorher in Dijon Jesuit gewesen, heißt daher gemeiniglich le Pere *Adam*: er kam zu Hr. v. **Voltaire** kurz vorher, ehe die Jesuiten aus Frankreich vertrieben wurden, und ist nun etwa 12 Jahr bey ihm: ein geschickter und artiger Mann, **Voltaire** pflegt zuweilen zum Zeitvertreib Schach oder im Brete mit ihm zu spielen; er stellt ihn oft den Fremden vor, und sagt: voilà le Pere *Adam*, mais ce n'est pas le premier homme du monde.

Hr. **du Rey de Morsan** ist ein Rechtsgelehrter von Paris, Mitglied der Akademie in Nancy, ist, besonders in Spanien, viel gereiset, und versteht das Spanische gut, ist ein Bruder von Frau **Sauvigny**, die den Intendanten von Paris geheirathet hat; er war bestimt, sehr reich zu werden, allein seine Schwester wußte ihm anstatt des Reichthums eine Lettre de cachet zuzubringen, zog also

die

die ganze Erbschaft an sich, und giebt nun dem Bruder jährlich einen kleinen Gnadengehalt. Hr. du Rey arbeitet itzt an einer Lebensbeschreibung des Hrn. v. **Voltaire**, sie wird aber nicht vor seinem Tode herauskommen, der größte Theil davon ist fertig. Hr. v. **Voltaire** hat es zufälligerweise selbst zu sehen bekommen, als er unvermuthet auf Hrn. du Reys Zimmer gekommen. **Voltaire** ist den 20 Febr. 1694 in Paris geboren; eine Ehre für Paris, denn man hat die Bemerkung gemacht, daß nie vorher ein grosser Mann daselbst geboren worden. Hr. du Rey ist der wahre Verfasser von le Testament Politique du Cardinal *Alberoni*, er bekam alle Aufsätze und Abhandlungen vom königlichen Bibliothekar Hrn. **de la Croix** in Madrit dazu, die in lateinischer, spanischer und italienischer Sprache waren, brachte sie in Ordnung, und machte ein Werk draus, dem er den Titel gab: Memoires curieux du Cardinal *Alberoni* sur differentes Puissances de l'Europe. Du Rey befand sich nachher in Umständen, die ihn zwangen, seine Handschrift im Haag an den bekannten **Maubert** zu verkaufen, der vorher Capuziner gewesen, und nachher auf gutes Glück die Welt durchreiset ist; dieser änderte den Titel, nannte es Alberonis politisches Testament, ließ es in Lausanne drucken, und gab sich für den Verfasser aus. Allein Hr. du Rey bewies im Journal Encyclopedique vom Jahre 1762 oder auch 1763, denn er erinnert es sich selbst nicht recht, daß Er Vater zum Kinde ist. Hr. du Rey hat auch verschiedenes für die Schaubühne geschrie-

 ben,

ben, als Voyage de l'Amour, Opera=Ballet, la Statue animée und les Amours du Docteur Lanternon. Sein Procès du Diable aber ist noch nicht herausgekommen. Hr. du Rey hatte auch an des Prinzen Stuart, Sohns des Prätendenten, Ueberfahrt und Landung in Schottland i. J. 1745 Antheil. Er liehe damals dem Prinzen ohngefehr 300,000 französische Livres zu seiner Ausrüstung, Waffen und Mundvorrath; allein der Prinz wurde unglücklich, kam in so grosse Noth, daß er gezwungen wurde, sein Leben mehrere Tage mit Mehl und Wasser in einer unterirdischen Höle zu erhalten, kam endlich unverrichteter Sache zurück, und nachher ist nie die Rede davon gewesen, Hrn. du Rey seine vorgestreckte Gelder wieder zu bezahlen, überdas hat der Prinz ihm sehr undankbar begegnet, indem er ihn nachher kaum wieder kennen wollen; beynahe eben das soll dem Manne begegnet seyn, der ihn mit Mehl und Wasser ernährt, und ihm das Leben gerettet hat. Hr. du Rey hat die Geschichte dieser ganzen Unternehmung unter dem Titel beschrieben: Anecdotes pour servir à l'histoire de l'Europe 1757. in Octav, gedruckt mit stillschweigender Erlaubniß in Paris, chez Mad. du Chesne, rue St. Jaques. Hr. du Rey konnte damals eine so grosse Summe leihen, als er noch eine Erbschaft von 3 Millionen von seinem Vater zu hoffen hatte. Hr. du Rey glaubt, das Perpetuum mobile erfunden zu haben, ohngeachtet er dessen Unmöglichkeit mit guten Gründen beweisen kann: ein Perpetuum mobile besteht nemlich aus zwey inneren Kräften, und wird dazu erfordert, daß

man eine Feder erfinde, die eine andere spannt oder aufzieht, durch welche die erste Feder wieder aufgezogen wird; nun sind aber diese Kräfte sich entweder gleich, oder eine grösser als die andre; sind sie gleich, so bleiben sie im Gleichgewicht stehen, ist hingegen die eine grösser, so kann die andre sie nicht aufziehen, oder in Bewegung setzen; also ist die Unmöglichkeit erwiesen. Allein Hr. du Rey hat eine andere Kraft erfunden, die er die Kraft des Schlages, la Force de percussion nennt: eine Kugel, die im Fallen eine Feder rührt, welche eine andere Kugel aufwindet, die wieder fällt und dieselbe Feder rührt: dis wäre eine immerwährende Bewegung, und die fallende Kugel hat eine Schlagkraft, die von keiner Feder komt. Ich überlasse diese Aufgabe den Physikern und Mechanikern. Von Herrn du Rey habe ich etwas ausführlich geredet, weil sein Name bisher in der gelehrten Welt völlig unbekannt ist. Ich glaube kaum, daß Sie jemals von ihm reden gehört, so gewiß ich sonst bin, daß Sie seine Arbeit, ich meyne Alberonis Testament wohl kennen. Hrn. du Reys Rede, die er bey seiner Aufnahme in die Akademie zu Nancy gehalten, habe ich auch gelesen, sie ist recht schön. Diese Bekanntschaften sind uns nachher während unsers ganzen hiesigen Aufenthalts sehr werth und angenehm gewesen, wir haben nach Ferney reisen können, wenn wir gewollt, und sind willkommen gewesen.

Hrn. v. Voltaires Pfarrer, Hrn. Hugonet, haben wir auch kennen lernen, er wohnt im Dorf

Ferney bey der Kirche; es ist die Pfarrkirche selbst, die Voltaire neu bauen lassen, und zwar auf eben der Stelle, wo sie vorher gestanden, ohngeachtet sie die Aussicht vom Palast hindert; er wollte sie auf eine andere Stelle setzen, allein das Volk schrie gewaltig, sagte, es wäre ein geheiligter Boden, und dgl. Am Giebel gegen die Strasse zu steht eingeschrieben: DEO EREXIT VOLTAIRE. A. MDCCLXI. In diese Pfarrkirche gehören etwa 800 Köpfe, alle Unterthanen des Hrn. v. Voltaire. Der Pfarrer hat jährlich etwa 900 Livres Einkünfte; er hat den Zehenden mit dem Herrn selbst um die Hälfte, das heißt $\frac{1}{12}$ vom Ganzen. In der Kirche ist kein Heiligenbild, obschon sie dem heiligen Andreas gewidmet ist; auf dem Altare steht ein grosses Jesusbild wohlgearbeitet, es soll eine Copie von einer antiken Bildsäule eines römischen Consuls seyn: sie ist von Holz, zwar sollte man sie für Bronz halten, weil sie sehr stark vergoldet ist. Das Bild zeigt mit dem Finger nach dem Seitenstich in der linken Seite. Sonst sind hier die gewöhnlichen Chorbücher, Missale romanum, Epitome gradualis Romani, Antiphonarium Romanum. Die Kirche ist klein. Wenn Hr. v. Voltaire hinkomt, setzt er sich in die Kapelle bey die kleine Thür, neben welcher sein pyramidenförmiges Grab steht, dann fällt er auf die Knie, u. s. w., und verrichtet seinen Gottesdienst, wie die andern. Es ist nicht wahr, daß Voltaire in der Kirche geprediget hat, wie so allgemein gesagt worden, einmal aber hat er den Leuten, da sie aus der Kirche gehen wollten, über den Diebstal zugere-

det, weil sie ihm so viel aus seiner schönen Hölzung gestohlen hatten; er hat auf der Schwelle in der kleinen Thür gestanden, und gesagt: „Ihr habt nun „eine schöne Predigt gehört, Ihr habt euren Got„tesdienst gehalten, aber wißt Ihr nicht, daß eben „der Gott auch gesagt hat: du sollst nicht stehlen — und so hat er sehr nachdrücklich gegen die Dieberey geredet, und an Wohlredenheit gebrichts ihm nicht. Er hatte damals die Vorsicht gebraucht, daß er die grössere Thür zuschlagen lassen, daß das Volk durch die kleine gehen, und die Stimme des Gesetzes hören müssen. Ein ander mal hat er mit lauter Stimme in der Kirche gesagt, er habe kürzlich Briefe von Versailles gehabt, daß die Königinn gefährlich krank sey, man solle also Gott für sie bitten. Nun ist er in drittehalb Jahren nicht in der Kirche gewesen. Vor etwa 4 Jahren ist er zur Beichte gegangen, und hat auf römische Weise bey einem Kapuziner Mönche gebeichtet, der kürzlich zum Confesseur du Regiment François à Versoix erklärt war; denn der Pfarrer Hr. Gros, Hrn. Hugonets Vorfahr, hat ihn nicht absolviren wollen, bis er einen Widerruf aller seiner Irrthümer und gottlosen Bücher im öffentlichen Druck herausgegeben, und das zufolge der Befehle und Anweisungen des Bischofs von Genf, der zu Annecy wohnt. Der Kapuziner hat ihn hierauf in Hrn. du Reys, Adams und Vanieres Gegenwart, gegen die sonstige Gewohnheit bey der Ohrenbeichte absolvirt. Voltaire hat sich selbst angeklagt und bekannt, daß er oft aus Ehrsucht gesündiget, seine Dienstleute zu

hart behandelt, sich oft über elende Schriftsteller geärgert, oft ihre Bücher auf den Boden geworfen, verbotne Bücher gelesen habe, wiewol dis geschehen sey, um sich im Glauben zu stärken, und gegen sie zu schreiben u. s. w. Hierüber hat er ein Zeugniß vom Mönche genommen, und dann hat ihn der Pfarrer und zwar in Gegenwart eines öffentlichen Notarius das Abendmahl reichen müssen; als er die Hostie im Munde gehabt, hat er zum Notarius gesagt: „Schreiben Sie, daß ich itzt mit meinen „Gott im Munde allen Geistlichen vergebe, die „mich wegen meiner Religion gequält haben." Der Notarius hat 12 Exemplare von diesem Procès Verbal gemacht, von denen er eins dem Bischofe zu Annecy, eins dem Erzbischofe zu Paris u. s. w., zugesandt. **Voltaire** ist eben ziemlich krank gewesen, als dieses geschehen; sonst sagt man, daß er sich nicht sehr vor dem Tode fürchtet, daß er schon sein Testament herzhaft gemacht hat; andere aber sagen gerade umgekehrt, ihm sey vor dem Tode sehr bange, und eben darum rede er so viel davon, um sich an den Gedanken zu gewöhnen. Wir fanden ihn itzt sehr abgefallen, seitdem wir vor drey Jahren hier gewesen; die scharfen schwarzen Augen sind tiefer in den Kopf eingekrochen. Doch hat er noch Stärke genug, eben so geschwind schöne Verse zu machen, als ein andrer Prose schreibt; er diktirt 60 Verse mit vieler Leichtigkeit auf einmal; voriges Jahr hat er das Trauerspiel Minos in Zeit von 8 Tagen gemacht, ohngeachtet es 5 Akten hat; er hat es Hrn. du **Rey** diktirt, und nachher selbst ausgebessert.

bessert. Es hat doch in Paris sein Glück nicht so gut gemacht, als die Geburten seiner Jugend. Hr. v. Voltaire hält itzt eine strenge Lebensordnung, zu Mittage ißt er gar nicht, des Abends ißt er zwischen 9 und 10, wenig und langsam; um 11 oder 12 legt er sich zu Bette, schläft etwa 4 bis 5 Stunden, bringt aber doch gemeiniglich 16 auch wohl drüber bis 18 Stunden täglich im Bette zu, er schreibt im Bette, selbst des Nachts, wenn er nicht schlafen kann, er hat ein champ tourné mit 3 Wachslichtern hinter sich neben dem Kopfküssen; zuweilen steht er auch um 7 oder 8 Uhr auf: ist etwas, das in seinem Kopfe gährt und kocht, so kann er nicht schlafen, und dann sieht er wie eine Leiche aus, der nur das Begräbniß fehlt, er sieht ausserdem nicht sehr wohl aus. Er reisete wohl nach Paris, wohin ihn so viele gebeten haben, und wie wohl würde nicht dieser Held auf der parisischen Schaubühne aufgenommen werden? und wie schmeichelhaft würde ihm das nicht seyn? allein er fürchtet, seine Diät zu brechen: viele tausend Menschen würden ihn sehn und besuchen wollen, und er würde dem einen nicht mehr als dem andern abschlagen können. Ausserdem wohnt er hier auf Ferney überaus gut.

Das Schloß ist sehr wohl möblirt; es sind Gemälde von grossen Meistern da, eine Venus von Paolo Veronese, der unter dieser Gestalt seine eigne Geliebte gemahlt hat, eine Flora von Guido Rheni; diese beiden Tafeln wurden vom verstorbenen Herzoge von Orleans gekauft, der an nackten

Bildern

Bildern Geschmack fand. Auch sind zwey Tafeln von Albani hier, eine stellt den Putztisch der Venus, die andre die eingeschlafenen Liebesgötter vor. Ausserdem viele Bildnisse: in Frau Denys Zimmer ist der regierenden Kayserinn von Rußland Catharinas Bildniß in einem grossen Medaillon in Seide gewirkt, es soll sehr gleich seyn, auch steht eingewebt: fait par *de la Salle*; ganz unten: présenté à Mr. *de Voltaire* par l'Auteur; er ist von Lion. Hier ist auch Voltaires Bildsäule selbst in Marmor, dergleichen fast in allen Zimmern auf dem Schlosse sind, groß oder klein; so auch Bildnisse von ihm in Gips; nächstdem Gemälde von seiner Familie; auch der Frau von Pompadour Bildniß, von ihr selbst gemahlt und dem Hrn. v. Voltaire geschenkt. Im Saale, wo er Fremde empfängt, ist das Bildniß der Marquisinn du Chatelet, die so gelehrt war, und in der Physik schrieb; man sagt, Hr. v. Voltaire sey ihr Liebhaber gewesen, und ihr Sohn der Generallieutenant, Marquis du Chatelet, der sich in Paris aufhält, gehöre Hrn. von Voltaire so viel zu, als ihr; gewiß ists, daß sie vertraute Freunde sind. Im selbigem Saale sind schöne Kupferstiche, von Newton, Locke u. a.

Der Garte ist sehr schön und groß: er faßt mit dem Park einen grossen Platz ein, dieser hat eine ansehnliche Waldung von Eichen, Linden und Espen, die man auf 300,000 französische Livres schätzt. Vom Garten gehn schöne und lange Alleen nach dem Park hinunter; die Aussichten sind hier sehr schön, hier sind Lauben und immergrüne Hekken,

ken, dort ein grüner Rasen von Lauben umgeben, mit vier Eingängen oder Oeffnungen, in der Mitte eine grosse, alte, und dickbelaubte Linde, die mit ihren Zweigen die Laube deckt; man nennt dis des Hrn. v. Voltaire Kabinet, es ist seine Freystatt, wo er arbeitet und niemand zu ihm kommen darf; wenn er sich wohl befindet, geht er allzeit hieher, setzt sich auf eine Bank, und schöpft hier seine dichterischen Erfindungen. Nahe dabey ist ein Haus für Seidenwürmer, die er zu seinem Zeitvertreibe ausbrüten läßt; er hat seidene Strümpfe davon gehabt, um sagen zu können, er habe von seines Guts eigenen Produkten getragen. Hier ist auch ein Gewitterableiter mit seiner Kette, die in einen Brunnen hinuntergeht, der ehemals dem Dorfe gehörte, und schönes Wasser hatte, itzt aber ist er fast vertrocknet, und was noch zurückgeblieben, ist trübe, unrein und stinkend, die Zweige an den daneben stehenden Bäumen haben auch abgebauet; man schreibt dis alles dem Ableiter zu, ohngeachtet es nur 2 Jahre sind, daß ihn Hr. de Saussure hingesetzt hat. Frau Denys wollte ihn nicht zu nahe am Schlosse haben, darum setzte man ihn abseits in den Garten. Nahe bey der Wohnung der Seidenwürmer ist ein Acker, den man le Champ de Mr. *de Voltaire* nennt, den er, wie der Kayser von China, mit eignen Händen bauet; er hat dis beständig bis auf voriges Jahr mit eingeschlossen gethan, dis Jahr aber hat er Krankheit halber seine Arbeit nicht verrichten können, doch hat ers düngen lassen; er hat diesen wohlbearbeiteten Boden so stark gedün-

get,

get, daß die Waizenähren so voll und schwer gewesen, daß sie sich nicht halten können, sondern sich an die Erde gelegt haben. Ausserdem sind hier schöne Irrgärten, ein grosser Teich oder Wasserbehälter, Erdabsätze mit Blumen, Weinberge mit vortreflichen Trauben, Küchen- und Fruchtgärten, deren Mauren überall mit Birnen und Pfirschen bedeckt sind; das Ganze macht eine reizende Lage, man sieht den mit Eis bedeckten Montblanc, eine Aussicht, die zugleich mit den Blumen auf beiden Seiten und deren Geruch einen vortreflichen, und gewiß selten in andern Ländern anzutreffenden Abstich macht.

Neben dem Schlosse selbst ist ein Badehaus, das Hr. v. Voltaire bauen lassen, seitdem wir hier gewesen, es ist ein kleines Haus von Marmor mit verzinntem Bleche gedeckt; es hat eine marmorne Wanne, wohinein warmes und kaltes Wasser durch zwey bleyerne Röhren läuft; das Wasser wird sehr bequem im Kessel in einem Winkel ausser dem Badezimmer gewärmt. Hr. v. Voltaire hat es in den beiden letzten Jahren gebraucht, aber gemerkt, daß ihn das Bad schwächte, und es deswegen unterlassen. Es ist gewiß, daß Voltaire im verwichenen Februar sehr krank gewesen. Beine, Hüften, Arme, ja selbst die Hände waren ihm geschwollen, und man hat einen Anfall von Wassersucht befürchtet, itzt aber befindet er sich ziemlich wohl. Neben diesem Badehause ist ein längliches hölzernes Gitter, und darin ein Reh, das Hr. v. Voltaire nur seit 6 Monaten hat: er belustigt sich viel damit,

es ist auch so schön und artig, als eine arabische Gazelle. Nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich in Beschreibung sowol der zwey- als vierfüßigen Kostgänger des Hrn. v. **Voltaire** so genau bin; alles ist wichtig, was einen so merkwürdigen Philosophen angeht und umgiebt: denn ich wende auf **Voltaire** seinen eignen Ausdruck an, den er von andern braucht: Grosse Geister, sagt er, einen **Newton**, einen **Fontenelle** u. s. w. zu schaffen, dazu gehören Jahrhunderte, aber einen **Freron**, einen **Nonotte**, einen **la Beaumelle**, einen **Patouillet**, einen Moralisten, einen Casuisten und mehr solche zu machen, dazu gehört nicht mehr Zeit, als man braucht, ein frisches Ey zu kochen. **Voltaire** ist ein ausserordentlicher Mann, hat beides Gutes und Böses gestifftet; wäre sein Herz so gut, wie sein Verstand, so wäre er ohnstreitig besser, nützlicher und grösser geworden. Ein Frauenzimmer antwortete ihm artig, als er sie mon coeur nannte: ich wünschte lieber, sagte sie, daß Sie mon esprit sagten.

Doch ich komme wieder auf die historische Beschreibung von **Voltaire**, die sittliche Seite verspare ich auf einandermal. Seine Küche ist sehr groß und wohlgeordnet, er hält einen guten Tisch; Kargheit merkt man nirgend bey ihm, so wie er auch seit mehreren Jahren seine Bücher nicht mehr verkauft. Der Buchführer **Cramer** in Genf bekomt alles umsonst von ihm; dieser ist durch den häufigen Absatz reich geworden, er überläßt Hrn. v. **Voltaire** nur so viel Abdrücke, als er verlangt. Hr.

Bayerische Staatsbibliothek München

v. Voltaire hat auch mehr als er bedarf; er antwortete einst einem, der ihn fragte, wie grosse Einkünfte er jährlich habe: so viel tausend Livres als verbotne Säze in Quesnells neuem Testamente sind, das heißt 101; allein man glaubt, er habe wohl 150000 Livres jährlicher Renten, ist also ein reicher Dichter; er ist nicht nur Herr von Ferney, sondern auch von Pregny, dreyviertel Stunden von hier, und von Tournay, alles Schlösser, besitzt auch den größten Theil in Chambaisy; ausserdem hat er bey gewissen Fürsten viel Geld ausstehen. Sein Secretair, Hr. Vaniere, ein geborner Schweizer, ist nun ins sechszehnte Jahr bey ihm: er wohnt mit seiner Frau gerade unter Hr. v. Voltaires Zimmern neben der Küche, will er ihn herauf haben, so stampft er nur mit dem Fusse. Er thut weiter nichts als abschreiben. Voltaire schreibt zuerst alles selbst, und zwar recht gut, ohne Brillen, die er nie braucht, ohngeachtet er nun im achtzigsten Jahre ist; seine Briefe aber diktirt er dem Hrn. Vaniere, und unterschreibt sie dann. Er hat einen unglaublich starken Briefwechsel: täglich bekomt er grosse Packen Briefe, sowol mit der Post von Genf, als mit der von Versoix. Hr. v. Voltaire hält wenig von den Genferbürgern, und sie nicht mehr von ihm: er schien es mit allen drey Parteyen, den Représentans, Négatifs, und Natifs zu halten, und wurde von allen gehaßt. Als ein Medailleur aus Deutschland sein Bildniß mit der Inschrift stach, die ihm Hr. de la Condamine aus der Henriade gegeben hatte: Il ote aux Nations

le

le bandeau de l'erreur, und die Balancierstange in Genf dazu geliehen bekam, um seine Münze abzudrucken, verboten ihm die Genfer, so bald sie diesen Vers drauf sahen, mit dem Abdruck fortzufahren, und befahlen dem Medailleur, innerhalb 24 Stunden aus dem Gebiet von Genf zu weichen; in der That war so viel nicht nöthig, denn in einer halben Stunde ist man wohl ausser ihrer Gerichtsbarkeit. Also wurden nur 8 bis 12 Stück Schaumünzen von dieser ersten Ausgabe geschlagen: er stach nachher eine andere, wovon er das Stück für 6 Livres verkaufte; doch hievon werde ich schon geschrieben haben. Hr. v. Voltaire zieht auch keinen Vortheil von allen Uhrfabriken hier auf Ferney, es sind ihrer zusammen über 60, er nimt nur eine sehr leidliche Hausmiethe. Es sieht hier wie eine kleine Stadt aus, fast alle neue Häuser werden von Uhrmachern bewohnt, die Flüchtlinge von Genf sind; sie sind hier von allen Schatzungen und Zöllen frey, welches sie zwar auch in Genf und der ganzen Schweiz sind, hier aber haben sie den grossen Vortheil, daß sie auf französischem Boden wohnen, und also ihre Uhren in Paris und überall in Frankreich frey verkauft werden können, und dagegen die Genfer Contrebande sind: man arbeitet hier recht gut, der Preis einer goldenen Uhr ist nach der Güte, die geringste zu 5 Louisd'or.

Hr. v. Voltaire thut itzt im Alter wohl; er nimt sich der Unglücklichen mit der Feder und mit thätiger Beyhülfe an, wie ganz neulich des Hrn. Morangies wegen der falschen Zettel, und

vorher

vorher der Familie Calas in Toulouse. In einem besondern Hause wohnt hier Hr. Florian, der mit Hrn. v. Voltaires Nichte verheirathet gewesen, itzt aber die zweyte Frau hat. Viele sagen auch Corneilles Nichte, die Hrn. du Puit, der nicht weit von hier wohnt, geheirathet hat, sey ganz in der Stille Voltaires Tochter. Es ist bekannt, daß Voltaire ihr seine Noten und Kritiken über Corneilles Werke zum Brautschatze mitgab, worüber viele den Einfall hatten: Mr. *de Voltaire* a marié la niece de *Corneille* aux dépens de son Oncle. Hrn. v. Voltaires Büste ist nun fertig, und in der Academie Françoise aufgestellt. Voltaire ist eifersüchtig drüber, daß Jean Jaques die Großmuth hatte, das Scherflein der Wittwe beyzutragen, es waren 2 bis 3 Louisd'or, die er gab. Der König von Preussen soll 12 gegeben haben. Man meynt, Frau Denys werde einst ein grosses Leichenbegängniß für Hrn. v. Voltaire anstellen, dann werde er ein andres Grabmaal, besser hinauf, als die blosse Pyramide in der Kirchmauer, bekommen, woran Grabschriften und Verzierungen nicht gespart werden sollen.

Hrn. v. Voltaires Bibliothek darf ich nicht vergessen, sie ist sehr schön und ausgesucht; er hat Calmets Werk über die Bibel, worin ich verschiedene die Neugier reizende Anmerkungen sahe, von Voltaire eigenhändig geschrieben, und zwischen die Blätter gelegt; hier fand ich abermals, was ich in allen seinen Büchern gesehen, daß er allzeit die Schwierigkeiten angiebt, ohne ein Wort von deren

Auflö-

Auflösung und Beantwortung zu sagen, die im Calmet dabey steht; dis ist nicht redlich. Fast alle italienische Dichter hat er, von den französischen schätzt er Racine am meisten. Er hat Bücher in allen Wissenschaften und Wörterbücher von allen bekannten Sprachen. Seine meisten Bücher sind in Octav, in Folio hat er nur einige, wie Bayles Wörterbuch u s. w. In der Bibliothek hat er auch einen ausgestopften Tiger, der so wild und böse aussieht, als lebte er und wollte beissen.

Zum Schluß will ich Ihnen doch erzählen, wie wir heute nach Ferney gekommen sind. Graf Penna Florida und Abt Cluvier nöthigten uns, hieher Gesellschaft zu machen, weil sie glaubten, daß wir als schon mit Hrn. v. Voltaire und seinen hiesigen Freunden bekannt, ihnen Vortritt würden verschaffen können: wir reiseten heute frühe von Genf, um gute Zeit vor uns zu haben: wir begegneten Hrn. du Rey unterwegens, nicht weit von der Stadt, er dachte uns zu besuchen, aus Gefälligkeit kehrte er um, und machte mit uns Gesellschaft nach Ferney: er brachte das Gewerbe aufs beßte bey Hrn. v. Voltaire an, allein er war krank, und hatte in der That Caßia zum Purgiren eingenommen: kurz, so gern auch Hr. du Rey diesen Herren dienen wollte, da er die spanische Nation sehr liebt, und auf seinen Reisen in Spanien sehr grosse Höflichkeiten genossen hat, wars ihnen doch unmöglich, ihn zu sehn zu bekommen. Hr. du Rey hat nachgehends mehrere Versuche gemacht, allein umsonst; wahr ists, daß Hr. v. Voltaire Arzney genom-

genommen hat, dis bezeugte selbst sein alter grauhaariger Kammerdiener la Vigne, der alle Besuche bey Hrn. v. Voltaire einführt, und uns nun so wohl kennt; er ist 20 Jahr bey ihm. Den beiden Herrn Spaniern verdrießt diese Weigerung, sie verachten sie mit spanischem Stolz, gehn itzt herum und besehn die hier zu sehenden Herrlichkeiten, und ich schreibe unterdessen diesen langen Brief an Sie, da ich Ferney doch schon so oft gesehn habe. Ein so weitläuftiges und umständliches Schreiben bedarf allerdings Entschuldigung, es fehlt ihm in der Bio- und Topographie wenig zu einem Pendanten von Delsboa illustrata, wäre nur noch ein gewisses Haus berührt, sed ne moveas camarinam, es fehlt an bessern Gegenständen auf Ferney nicht. Daß ich itzt schliesse, haben Sie Frau Jennings zu danken, wir sind bey ihr zu Mittag gebeten, dis ist Schuld, daß ich so eilig und ohne Ordnung hingeschrieben habe, wie mir jedes vorgekommen ist. Doch sind die Nachrichten genauer, als was ich vor 3 Jahren schrieb, welches hiedurch berichtiget und verbessert werden kann; aber in der unveränderlichen Freundschaft und Ergebenheit kann nichts geändert werden, womit ich bin rc.

N. S. Den Umstand darf ich nicht vergessen, daß Hr. du Rey ein vertrauter Freund von Jean Jacques (so heißt ja Hr. Rousseau über ganz Europa) gewesen, und viel mit ihm in Neufchatel zusammen gewohnt hat; er schätzt sein vortrefliches Herz ungemein, und hats oft

gewagt,

gewagt, seine Partey an Voltaires Tische zu nehmen. Er ist eben zugegen gewesen, als ein Maltheserritter, Hr. Saint Benoit, zu Hrn. Rousseau gekommen, und ihm einen Brief vom General Paoli gebracht, worin er ihn gebeten, Gesetze für die Insel Corsica zu machen: Rousseau ist die Sache anfangs verdächtig vorgekommen, indem er gemeynt, man wollte ihn aufziehen; als aber der Ritter eigentlich so lange da geblieben, um sich zu beglaubigen, daß er ein richtiges Gewerbe habe, und daß der Brief von Paoli sey, hat Rousseau gefragt, was für eine Regierungsart General Paoli im Sinne habe; wolle er eine Monarchie oder Aristokratie, so könne er sich nicht damit befassen, habe er aber die Demokratie gewählt, so wolle er für ihn arbeiten. Ueber Jean Jaques Bildniß hat Hr. du Rey dis Inpromptu gemacht:

Oui, Rousseau, ton portrait dans l'exile que j'endure,
Est un don aussi cher à mes yeux qu' á mon coeur,
Il répare, il efface, et venge son injure;
Je vois un *Aristide*, un Sage, un grand Auteur,
Plus malheureux que moi, plus digne de bonheur
Je baise ton image, et me plains sans murmure.

Ueber Hrn. Rousseaus Bildniß, das unter ein Crucifix über dem Tische hier auf Ferney gehängt war, hatte Hr. du Rey auch folgendes Distichon geschrieben:

Ante meos oculos pendet Tua, Rufe, tabella,
Pendentis colitur ſic mihi forma Dei.

Aber Hr. v. Voltaire komt in ſeiner Abweſenheit herauf, ſieht die Verſe, ſtreicht gleich den letzten aus, und ſchreibt einen andern hin, woraus dis Diſtichon wird:

Ante meos oculos pendet Tua, Rufe, tabella:
Sed cur non pendet vera figura viri?

Hr. du Rey komt zu Hauſe, kennt ſogleich Voltaires boshaften Finger, ſchweigt aber und läßt ſich nicht merken, daß er die Aenderung bemerkt. Hier wird erzählt, was ich vorhin nie gehört, Hr. Rouſſeau habe ſchon längſt mit ſeiner Frau le Vaſſor einen Sohn, und zwar lange vor der philoſophiſchen Hochzeit im Dauphiné. Voltaire ſchont Rouſſeau niemals, wenn er an ihn geräth, eben ſo wenig Hrn. Freron und andre, die ſich unterſtanden, anders zu denken, als er. Einſt erzählt jemand Hrn. Voltaire, Lucrez ſchreibe, wenn man auf eine Schlange ſpeye, verliere ſie ihr Gift: Hum, ſagt Voltaire, das kann nicht wahr ſeyn, geht aber in ſein Kabinet, ſchlägt im Lucrez nach und findet die Stelle; gleich nimt er die Feder und ſchreibt in ſein Sottiſier: Lucrez ſchreibt, wenn man auf eine Schlange ſpeye, verliehre ſie ihr Gift; man verſuche auf Freron zu ſpeyen, und ſehe, obs zutrifft. Sottiſier nennt er ſein Taſchenbuch, worin er Verſe, Einfälle, Sottiſen und dergleichen Gedanken ſtreuweiſe, wie ſie ihm einfallen,

len, einschreibt; auf italienisch heissen dergleichen Bücher Taccuino, auch Zibaldone Mir deucht, daß **Voltaire** grosses Recht hat, seines Sotisier zu nennen, denominatio fit a potiori; die Sache konnte nicht anders, als mit einem neuen Worte, benannt werden, ein so ausserordentlicher Schriftsteller hat dis Recht. Ein Priester bey uns hielt sich zur alten Welt, er nannte ein solches Buch Alcoran.

Hier sollte ich Ihnen zwar eine Menge von Hrn. **von Voltaires** Versen, Epigrammen, Einfällen u. s. w. schicken, allein sie können nicht früher gesagt werden, als sie schon in französischen Monatsschriften und Zeitungen gedruckt stehen, und hier sind sie unter so vielen magern Stücken, wovon jene sonst voll sind, rechte Leckerbissen für die Leser. Wüßte ich, daß sie **Voltaires** Verse auf **Gustafs** grosse That (sie sind im Journal Encyclopedique vom 15 Novemb. 1772 gedruckt, **Voltaire** ist itzt mit diesen Versen nicht zufrieden, er findet sie zu schwach, und wollte sie mir selbst nicht einmal geben) noch nicht gelesen hätten, so wollte sie Ihnen nebst vielen andern Sachen schicken, wie seine Epitre an Hrn. **Marmontel**, die schon im Mercure de France gedruckt ist, sein Quatrain über der Marquisin von **Pompadour** Bildniß, das sie selbst gemahlt und ihm geschenkt hat; dergleichen auf die Gräfinnn **du Barry**, die ihm zwey Küsse mit Hr. **de la Borde** schickte; ein dergleichen über ihr Bild-

niß auf Hr. de la Bordes Schnupftobacks-dose, nebst vielen andern: so bald Sie nur wissen lassen, welche Sie nicht gelesen, und eben haben mögten, so stehn sie zu Dienst, sonst könnte ich vielleicht wenig Dank verdienen, wenn ich das Papier mit bekannten Sachen füllte. Aber ein Quatrain auf die Herzoginn von **Würtemberg** ist zu frisch, als daß es Ihnen bekannt seyn könnte. Sie saß neben Hrn. v. **Voltaire** am Tische, als sie neulich bey ihm am 7 Septemb. zu Abend speißte. Hr. von Voltaire nannte die Prinzeßinn allzeit: Votre Altesse, allein die Herzoginn sagte endlich zu ihm: Tu es mon Papa, je suis ta fille, et je veux être apellée ta fille. **Voltaire** nahm sein Bleystift aus der Tasche, verlangte eine Karte, und schrieb drauf:

Ah! le beau titre que voilà!
Vous me donnez la premiere de places,
Quelle famille j'aurois là!
Je serois le Pere des Graces.

Er gab die Karte der Prinzeßinn, die ihn dafür umarmte und küßte. Hr. v. **Voltaire** ist ein gar grosser Schmeichler derer, die die Macht haben, und am Ruder sitzen: niemand schien den Herzog von Choiseul so sehr zu schätzen, als er, und nie fehlten Verse und Lobgedichte, der Herzog begünstigte ihn auch ungemein; allein mit seinem Fall fiel auch Voltaires Hochachtung; dis wußte der Herzog wohl: als ein neues Haus auf Chanteloup gebauet war,

war, und man ihn fragte, was für einen Wetterhahn man aufs Dach setzen sollte? sagte der Herzog: „Setzt einen Voltaire hin.“ Dis geschahe auch, und die Gestalt soll dem Original sehr treffend, sogar darin gleichen, daß sie sich nach jedem Winde drehet.

Ob Voltaire im Herzen einen wahren Freund hat, und ob jemand Voltairen von Herzen gut ist, daran zweifeln viele. Ich habe bey Seneca gelesen: ama, ut ameris. Viele haben mir gesagt, er habe keinen aufrichtigen Freund, also hat er seine 80 Jahr wohl verlebt, wenn er darin nicht ein einziges Herz gewonnen hat. Voltaire hat sich reich an Geld, und arm an Freunden gemacht. Juvenal scheint ihn in der 12ten Satire am Ende gemahlt zu haben:

Vivat *Pacuvius*, quaeso, vel *Nestora* totum!
Possideat quantum rapuit *Nero*, montibus aurum
Exaequet, nec amet quemquam, nec ametur ab ullo!

Hat er indessen keine Freunde, so hat er doch desto mehrere Anhänger gewonnen, sogar solche, die bey dem allen seinen moralischen Charakter zu verachten wissen, die wissen, daß er seine Feder nie der Wahrheit geheiliget hat, aber sein Genie brauchen und misbrauchen sie zum Bespotten. Viel Gutes hat er gethan, indem er den Aberglauben so standhaft bestritten, der wirklich durch seine Schriften sehr viel eingebüßt hat; dafür haben ihn viele unbillig, als einen Atheisten verschrien, weil ihr eigner

Vor-

Vortheil zu viel drunter litte, wenn man das Fegfeuer, die Transsubstantiation u. dgl. nicht mehr glaubte, und sie doch nicht reinaus sagen durften und wollten, warum sie Voltairen haßten. Vom Atheisten ist er sehr weit, vielmehr ist er der von allen Erdichtungen, Aberglauben, Verfolgung, und Zwang gereinigten christlichen Religion geneigt. Vor drey Jahren werde ich Ihnen ein kleines Buch zergliedert haben, das er damals eben geschrieben hatte, daraus und nach denen, die täglich mit ihm umgehn, kann man ihn beurtheilen. Von diesem Buche kann ich, so viel ich auch nachgespürt habe, nicht ein einziges Exemplar mehr auftreiben; doch weiß ich, daß Graf Sparre eins hatte, das vielleicht itzt in Schweden ist: das Buch verdient bekannter zu werden. Es ist glaublich, daß seine so genannten Freunde, oder richtiger Freunde einer unchristlichen Religion, die Abdrücke eingezogen und vernichtet haben; denn wenn Hr. v. Voltaire dergleichen schreibt, so sagen sie, er sey im Kopfe verrückt, wie, da er beichtete, und das Abendmahl nahm, sie sagten, es sey eine Schwachheit und Raserey im hitzigen Fieber gewesen. Haben Sie die auf Voltaires Bildsäule entworfene Inschrift gesehen, die in deutschen Zeitungen gestanden? Sie fängt an: En dignum lapide *Voltairium*! und endigt sich: quem Senatus populusque Physico-Atheus aere collato Statua decoravit. Es ist ausgemacht, daß die

die Voltairianer oder sogenannten à la Voltaire, weiter gehn, als er selbst: so sind alle Secten ärger geworden, als ihre ersten Stifter waren, die Epikuräer in der Philosophie, und die Arianer, unzählicher andrer zu geschweigen, sind Exempel davon.

Hrn. v. Voltaires neue Rechtschreibung im Französischen ist nicht allgemein angenommen, nur seine Anhänger sind ihr getreu, die alles, was er sagt, und noch mehr dazu glauben, das er nicht gesagt hat. Voltaire ist auch der erste, der Ferney schreibt, vorher schrieb mans Fernex, nur wars damals in der ganzen Welt nicht so bekannt, und nicht in so vielen Büchern gedruckt, als itzt. Hierherum giebts eine grosse Menge Namen von Oertern, die sich auf x endigen, Fernex, Gex, Bernex, Onnex, Versoix, Vaux, Versenax, Versennex, Ornex, Prix; so in Chablais: Cholex, Rux u. s. w. Es ist mir merkwürdig vorgekommen, ohnzweifel ists ein Ueberbleibsel von den celtischen oder gallischen Namen, wie man bey Julius Cäsar an Vercingetorix, Dumnorix, Allobrox, Segonox sieht. Eben so ist hier eine zahlreiche Menge Namen, die sich auf y endigen, als: Pregny, Chamboisy, Torney, Paugny, Dardagny, Paicy, Satigny, Bourdigny, Malagny, Thoiry, Pouilly u. a. in Savoyen: Faucigny, Jussy, Voisy, Chambery, Chilly, Tilly, Anthy, u. s. w.; in der Schweiz: Doucilly, Genouilly, Dully, Rosty, Vidy, Bursigny.

Haben Sie einen Kupferstich le Lever du Philosophe de Ferney gesehen? er ist von Hr. Hubert, von dem ich vorhin geschrieben, Voltaire sieht sich sehr gleich darin, er ist in der Stellung, wie er die Hosen anzieht. Herrn Hubert vermißte ich dismal gar sehr, itzt ist er in Paris, ich hoffte mehr in Karten geschnittene Voltaire von ihm zu bekommen; der, den er vorigesmal schnitt, und ich vom Prinzen von Meklenburg geschenkt bekam, ist nun so abgenutzt, einige tausend Menschen in Italien, sowol an Höfen, als in Hütten, haben ihn gesehen und begriffen; schade ists, daß ich nicht mehrere neue bekommen kann, sonst schickte ich Ihnen einen mit der Post.

Die Nachschrift ist weitläuftig gerathen, und zwar aus einer Ursache, die ich Ihnen sagen muß. Vielleicht ists der letzte Brief, den ich Ihnen schreibe, denn morgen soll ja ein Komet gegen unsere arme Erde schräge anrollen, und dann werden alle Dintenfässer entweder überlaufen, oder von einer Fluth weggeschwemmt werden. Man beschuldiget Hrn. de la Lande, er sey mehr Prophet als Berechner; ein gewisser Nostock, den hier niemand kennt, soll eben diese astronomische Weissagung gestellt haben, sie wird aber unter die Apocrypha gehören. Wir werdens morgen sehen; schlafen Sie inzwischen diese Nacht wohl.

Siebenter Brief.

Lausanne, den 7ten October, 1773.

Zum Glück kann ich Ihnen noch schreiben. Alle Gefahr wird nun überstanden seyn, die Welt steht noch, und ist hierherum noch eben so schön; ich vermuthe, in Schweden wird in diesen Tagen eben so wenig eine Veränderung vorgegangen seyn, nur wirds herbstmäßiger aussehn, als hier. In Genf war wenigstens das Frauenzimmer am 2ten October recht bange, und sie hatten des Abends ihre Augen mehr auf den Himmel, als auf die schönen Spatziergänge, alle fürchteten sich, von dem unbarmherzigen Kometen überrascht zu werden, der, wie man sagte, so wenig Ehrfurcht vor den Reiz des schönen Geschlechts haben würde; allein Baron Rudbeck und ich waren diesen Tag auf der Bibliothek; die Direction, die die Aufsicht drüber hat, hielt eben ihre Versammlung, als Hr. Diodati nun alles in Ordnung gesetzt hatte. Eben diesen Tag machte uns Hr. du Rey den Abschiedsbesuch. Den folgenden Tag thaten wir eine Lustreise aufs Land zu Hrn. Rieu, der ein Landgut Bourdigny 1½ Meilen von Genf hat: man komt zuerst Chatelaine vorbey, ein Dorf in Frankreich, wo Schauspiele und Opern zu gewissen Zeiten des Jahrs, wie itzt, gehalten werden: dann wieder auf Genferboden. Ich werde Ihnen vorhin erzählt haben, daß Hr. Rieu eine schöne Büchersammlung hat, daß er ein denkender Mann, und von Voltaires nächsten

Bekann-

Bekannten ist: er hat auch eine artige Frau, eine geborne Amerikanerinn, sie hat sehr vielen Verstand. Hr. Rieu arbeitet itzt an der Abschrift einer merkwürdigen Handschrift, die er herauszugeben denkt: Historia del famoso Predicator Fray *Gerundio de Campazas, alias Zotes*; escritta par -- -- Don *Francisco Lobon de Salazar*, Presbytero etc. Quien la dedica al publico. Der erste Band ist zu Madrit 1758 in Quart auf 335 Seiten gedruckt, aber ungemein rar; der andere Band hat das Tageslicht noch nie gesehen, diesen will Hr. Rieu spanisch herausgeben; hernach denkt er auch eine französische Uebersetzung des ganzen Werks zu machen, doch ohne seinen Namen vorzusetzen. Es ist ein sehr merkwürdiges und bedeutendes Werk, es wird verschiedenes darin gegen die Mönche und gegen die Inquisition gesagt. Der Verfasser dieser satyrischen Werke ist wol nicht so recht bekannt, man meynt, es sey Doctor Jslar; er ist der wahre Swift der Spanier. Auch ein anderes spanisches Buch sahe ich bey ihm, das eben so wenig gemein ist: Historia general de las Indias Occidentales, ò de los Hechos de los Castellanos en las Islas, y Tierra Firme del Mar oceano, escritta par *Antonio de Herrera*, Coronista Major En Amberes, 4 Foliobände. Hr. Rieu hat auch beide auf Hrn. v. Voltaire geschlagene Schaumünzen, die eine von 1769, die so rar ist, die andre von 1770, wovon ich das letztemal geschrieben. Ausser gewissen Bildsäulen und Bruststücken, habe ich Hr. v. Voltaire nirgend so wohl getroffen gefunden, als auf diesen von

Hrn.

Herrn Wächter geschlagenen Münzen und Herrn Huberts Kupferstiche. Wir brachten den ganzen Tag sehr vergnügt bey Hrn. Rieu zu, eben an diesem Tage warens 3 Jahre, als wir vorher da gewesen waren, und gerade auch Mittags in diesem angenehmen Hause gegessen hatten. Ich erwähnte der Schauspiele, die so nahe bey Genf auf französischem Boden gespielt werden; der Ort heißt la Chatelaine, etwa eine halbe Meile von der Stadt; wir waren einmal in Baron Hamiltons Gesellschaft dort, es wurde Voltaires l'Enfant prodigue aufgeführt. Wir spürten gleich, daß wir nicht mehr in Italien waren, hätten auch die Verzierungen, nebst der Sprache, uns nicht davon überführt, so hätte es doch die mittelmäßige Musik und der Gesang gethan. Der Schauplatz ist klein, nur zwey Reihen Logen sind da; Zuschauer waren wenig. Die Genfer lieben die Bühne nicht sehr; sie thun wohl, vors erste gehorchen sie den Gesetzen, und dann versäumen sie ihre Handwerke nicht, und gewöhnen sich nicht an Müßiggang und Eitelkeit. Wir besahen in Genf die schöne Cattunfabrik, wo Cattune gedruckt werden; die Cattune selbst werden von Indien gebracht, und hier druckt man mit hölzernen Formen die schönsten Farben und Figuren drauf, dann werden sie getrocknet und mit Agath geglättet und geglänzt: diese Fabrik ist unbeschreiblich groß; es verdrüßt mich, daß ich den Namen des artigen und geschickten Directeurs nicht behalten habe.

Die grossen Pumpen in Genf, die mit Wasser gehen, das Wasser aus der Rhone ziehen, und hernach in Rennen durch die ganze Stadt herum vertheilen, besahen wir auch; es ist ein sehr schönes und vortheilhaftes Werk.

Die Herren **Pennaflorida** und **Cluvier** reiseten am 2ten October von Genf, eben als man prophezeyte, daß unsere schwache Erde über den Haufen gestossen werden sollte; den Abend vorher schrieben sie einen Brief an Hrn. v. **Voltaire**, worin sie ihm von der Purganz, die er eingenommen, gute Wirkung wünschten, daß sie alles Böse aus dem Leibe wegpurgiren mögte; sie beklagten, daß es nicht so leicht sey, ihn zu sehen, wie vor Alters **Sokrates**; der spanische Stolz aber liesse ihnen nicht zu, länger zu warten u. dgl. Sie reiseten nun den nämlichen Weg nach Turin zurück, den sie gekommen waren, unterwegens wollten sie die Bergwerke von Chambery besehen. Sie sagten mir, es sey eine Akademie der Wissenschaften in Spanien unter dem Namen la Sociedad Bascongado de los Amigos de el Pais gestiftet, sie ist vom Jahre 1765. Für Spanien ist dis eine grosse Neuheit. Graf **Pennafloridas** Vater ist der erste Urheber davon gewesen, ich meyne auch, daß schon einige Abhandlungen herausgegeben sind.

Abends, als wir von Hr. **Rieu** kamen, begegneten wir Hrn. v. **Voltaire** vor dem genfer Thore, er grüßte uns sehr freundschaftlich; dis war gewiß das letztemal, daß wir den merkwürdigen Alten gesehen haben. Er hatte bey dem Residen-

ten Hennin einen Besuch gemacht, sonst ist er in neun Jahren nur zweymal in Genf gewesen; komt aber oft und besucht den Residenten auf dem schönen Landgute vor dem Thore, wo er von Hrn. Jennings ein naher Nachbar ist.

Habe ich Ihnen erzählt, daß die Encyclopedie itzt mit aller Macht in Genf in Folio gedruckt wird, und der Artikel Geneve völlig umgeändert drin steht? So edel ist die Freyheit. Es ist eben die Ausgabe, die ich Ihnen vormals von Paris ankündigte; itzt hat man sowol die Schriften als die gestochenen Platten, ja ich glaube gar das Papier nach Genf gesandt. Die ersten drey Bände wurden richtig in Paris, 2000 Abdrücke von jedem, gedruckt, wurden aber auch alle richtig in die Bastille gesetzt, und liegen noch da, sind also 6000 für den Buchführer verlorne Abdrücke; er wird nicht sagen, daß es richtig war, wenn man seinen Schaden, wie viel jeder Abdruck gekostet, nachrechnet.

Ich verließ das schöne Genf am 5ten October. Alle Städte, wo ich viele finde, die ich lieben kann, nenne ich schön: denn itzt bin ich ganz Weltbürger. Doch muß ich gestehen, daß die grossen Düngerhaufen aussen vor den Stadtthoren nichts weniger als reizend für die Augen sind, überdas stinken sie garstig, wenn man vorbeyfährt; gesunde Polizey ist es nicht, daß man die Luft mit einem solchen Gestanke vergiftet. Doch ich überlasse es andern, die eine feinere Nase haben, als ich, zu untersuchen, ob nicht die in der Luft befindlichen Salpetertheilchen sie gesund machen. In der Haushaltung aber haben

ben diese unanständigen Unreinigkeitshaufen einen sichern Nutzen, fast den nämlichen, den sich Vespasian machte, da er, wie Sueton erzählt, auf Lotium Schatzung legte; denn als ihm sein Sohn dis als sehr unanständig vorwarf, nahm er von dem daraus eingekommenen Golde, hielts ihm vor die Nase, und hieß ihn versuchen, obs nach — — — röche. Nachher düngen sie ihre Aecker und schönen Gärten damit, auch werden dadurch die Gassen rein gehalten. Gewisse Personen habens hier in Pacht, sie bezahlen dem Magistrat jährlich eine gewisse Summe für das Privilegium, die Unreinigkeiten von den Gassen abzuführen, kein anderer darf sich dis unterstehen; alles wird vor die Thore hinausgebracht: die Pächter verkaufens nachher, 4 oder 5 Cubikfuß Unreinigkeit kosten 3 Louisd'or. Auri sacra fames! das artigste ist, daß an andern Orten die Stadt die Leute bezahlen muß, die das Kehricht und die Unreinigkeiten von den Strassen wegschaffen, in Genf hergegen bezahlt man für die Erlaubniß dazu. Diese Einrichtung sollte man an andern Orten nachahmen, Arbeitsamkeit, Einkünfte und Reinlichkeit auf den Gassen würden nicht wenig dabey gewinnen.

Auf der Reise von Genf nach Lausanne kamen wir durch einige artige Städte, die eine sehr schöne Lage am Genfersee haben, an dessen recht bezaubernden Ufern wir hinreiseten. Zuerst durch das Dorf Versoix, das der Herzog von Choiseul zu einer Stadt zu machen dachte; es rinnt ein Bach gleiches Namens vorbey, im See ist ein Haven, an

wel-

welchem man die Stadt anlegen wollte: der Umriß dazu ist mit Pfählen bemerkt. Itzt sind nur einige Kasernen und kleine hölzerne Häuser für die Mannschaft, Soldaten und Invaliden, die hier, um die Grenze zu bewahren, wie überall auf den Grenzen von Frankreich und der Schweiz, in Besatzung sind. Von hier durch Coppet, 2 französische Meilen von Genf, die erste schweizerische Stadt im Canton Bern. Weiter durch Nyon, eine kleine artige Stadt. Hier nahmen wir uns nicht die Zeit, uns aufzuhalten, weils schon Abends ziemlich spät war; sonst würden wir mit dem Grafen Gorani, einem Italiener von Mayland, Bekanntschaft gemacht haben, von dem man uns schon in Mayland gesagt hatte, daß er hier wohne, seitdem er das Buch: le vrai Despotisme herausgegeben, das in der Staatskunst, ich meyne gewisser Länder, nicht so ganz rechtgläubig war; denn Staatskunst und Religion gehören zur Geographie, was in einem Lande recht ist, ist im andern falsch. Hier wohnt auch Hr. Beranger von Genf, der Verfasser von Histoire de Geneve, 6 Octavbände: er hat dem Volke und der Demokratie etwas sehr das Wort geredet, wodurch in seine Geschichte, die sonst nicht übel ist, viele Fehler eingeflossen sind. Auf der Reise von hier nach Role, wo wir Nachtlager nahmen, kamen wir mit einem Manne in Gesellschaft, der in der Geschichte und Staatskunde nicht nur von der Schweiz, sondern auch von Schweden, Dännemark u. s. w. sehr bewandert war; ich merkte bald, daß er im Norden gereiset war, da er aber uns nicht nach Namen

und Heimath fragte, fragten wir ihn auch nicht, wir sprachen den ganzen Weg über zusammen, er gab uns viele Aufklärungen. Aber wir wurden nicht wenig überrascht, als er uns zuletzt bey unsern Namen nennte, und uns sagte, daß wir Schweden wären; als wir ihn fragten, wie er uns kennte, bekamen wir zur Antwort, daß dergleichen Leute sich nicht durch so aufmerksame Oerter hindurch stehlen könnten; damit nahm er von uns Abschied, dankte für gute Gesellschaft, und benahm uns alle Gelegenheit, weiter nachzufragen, wer er sey. Nachher erfuhren wir, daß es der königl. dänische Etatsrath **Reverdil** gewesen, ein geborner Schweizer, zuerst Lehrer des itzigen Königes von Dännemark, nachhero Etatsrath, bis zur Veränderung vom Jahre 1772: itzt wohnt er in Nyon. Er ist ein sehr artiger Mann, von weitläuftigen Kenntnissen, der Verfasser vom zweyten Bande von Lettres sur le Danemarc, Copenhague chez *Claude Philibert* 1760. Der erste Band kam 1758 heraus, von Hrn. **Rogers** Hand. Hr. **Reverdil** hat auch des bekannten **Ulefelds** Leben geschrieben, es ist noch in der Handschrift, doch denkt ers herauszugeben. Von Nole reiseten wir durch die Stadt Morgue. Hier fängt das Land Cote an, wo wir schöne Weinberge, längs dem See hinaus, bis nach Lausanne sahen; dieser Wein, Vin de Côte, ist berühmt, und hat viel Feuer. Nun sahen wir schon Schnee auf allen hohen Bergen, sowol jenseit des Sees in Savoyen, als disseits, doch in weiter Entfernung auf den Bergen Bourgues und den bey Basle: der Schnee ist diese Nacht gefallen. Hier

Hier in Lausanne wohnen wir in der größten Straße Rue de Bourg, die wegen der Privilegien merkwürdig ist, die blos auf den Häusern in dieser Straße haften: der nämlich, der drin wohnt, wäre er auch nur Schuster, wohnt er nur in einem davon, hat das Recht, die andern in allen peinlichen Sachen zu richten; sie sprechen sogar das Todesurtheil, und niemand kann es ändern, sofern man nicht an den grossen Rath in Bern, und zwar innerhalb 24 Stunden appellirt, welches beynahe unmöglich ist; denn vors erste ist Bern 18 französische Meilen von hier, und dann soll in so kurzer Zeit der aus 200 Personen bestehende grosse Rath sich versammlen. Auch haben sie den Vortheil, daß sie nicht les Lots, oder die ordentlich zu entrichtenden Abgaben, wenn sie Landgüter oder Ländereyen kaufen, auch keine andere Abgaben entrichten. Ursach genug, warum diese Häuser sehr gesucht werden. Ihr Richterstuhl besteht etwa aus 40 Personen. Diese Freyheitsbriefe sind ihnen vom Kayser **Rudolph** von Habspurg verliehen. Sonst sind hier Verordnungen gegen den Aufwand so gut, wie in Genf. Die Mannspersonen dürfen keine Tressen, Stickereyen, Spitzen u. dgl. tragen, doch können sie Hüte mit Tressen haben, sammetne Kleider darf man nicht tragen, wol aber Westen und Beinkleider: das Frauenzimmer darf keine Diamanten und Steine tragen, sie müßten denn geschnitten seyn. Lausanne ist eine angenehme Stadt, 1 französische Viertelmeile von der See, denn die geschrieben haben, sie liege am Strande, haben geirrt; es sind grosse

Weinberge zwischen dem See und der Stadt. Die Strassen gehn bald auf bald nieder, auf einigen Stellen sind s.hr steile Anhöhen. Es sind Springbrunnen da, aber die Gassen sind ziemlich unrein. Die Stadt gehört unter Bern, genießt aber doch ihre Municipalrechte. Das Land am See von Lausanne bis Vevai, etwa 6 französische Meilen, heißt Vaux, Waadt, es ist voller Weinberge gegen die Sonne; einige schreibens auch Vaud, allein das kann Verwirrung geben. Die Hauptkirche liegt auf einer grossen Höhe oder Terrasse, die einen schönen Spatziergang und eine vortrefliche Aussicht über die ganze Stadt und den See hat. Die Kirche ist von gothischer Bauart, doch schön und groß, hat keinen Altar. Der Gottesdienst wird wie in Genf gehalten, Prediger und Gemeine setzen den Hut unter der Predigt auf. Hier aber geht man mit einem Beutel, um die menschliche Eitelkeit ein wenig anzuziehen; in Genf steht nur eine Armbüchse bey der Thür, es giebt drein, wems beliebt. Hier hält man sich noch an Calvins Lehrsätze. Der Heidelbergsche Katechisin ist angenommen, ausserdem bekennt man sich zum heidelbergischen Bekenntniß, welches alle Kirchenlehrer und Geistliche beschwören sollen; zwar hatte man dis Bekenntniß auch in Genf angenommen, nun aber seit etwa 25 Jahren frägt man dort nicht viel darnach. Ich verspare das übrige.

Achter Brief.

Lausanne, den 11ten October, 1773.

Die erste Bekanntschaft, die wir hier machten, war mit dem berühmten Tissot, denn in Lausanne zu seyn, und nicht Hrn. Tissot zu kennen, das hiesse in Rom seyn und den Pabst nicht sehen; wir sind sehr glücklich, daß wir nicht für uns:re Gesundheit eigentlich seinethalben hieher zu kommen bedürfen, wie so viele andre, die von allen Orten Europens, vorzüglich aus Frankreich, hieher kommen, um dis Orakel um ihre Krankheiten zu befragen; denn unsere Gesundheit ist sehr gut, ein Vortheil, den wir in allen diesen Jahren gehabt, so oft wir auch das Clima g:wechselt, und so geraume Zeit wir eine für Schweden ungewöhnlich warme Luft eingezogen haben. Von Hrn. Tissot kann man sagen, was Cicero von einem Rechtsgelehrten sagt: est enim domus Jurisconsulti oraculum totius civitatis, man setze nur domus Medici; er ist aber auch in der That sehr mit Geschäfften überladen. Er ist artig, gefällig und gelehrt; frägt viel nach dem Zustande der Gelehrsamkeit in Italien und Schweden. Neulich hatte er von Frau Rosén von Rosenstein den Trauerbrief auf das Absterben unsers schwedischen Hippocrates erhalten, den er sehr bedauret, er sagt, er schätze sein Verdienst ungemein hoch. Ebenfalls spricht er mit sehr vieler Hochschätzung von unserm Dioscorides, dessen Genie, die Naturgeschichte in Europa auf eine solche Höhe zu bringen, er mit

Recht bewundert. Ausser seinen Kranken beschäfftiget er sich mit einem merkwürdigen Werke, das er itzt drucken läßt: Traité des Nerfs et de leurs maladies; 168 Seiten sind schon in groß Duodez gedruckt, es wird 2 Bände ausmachen. Besonders ists, daß der 3te Band, der von der fallenden Sucht handelt, schon 1770 herausgekommen ist, die Grundsätze aber von allem kommen in dem, was itzt gedruckt wird. Hr. Tissot hat einen jungen, artigen und wohlgebildeten Sohn, der in seines Vaters Fußstapfen zu treten verspricht.

Unter den Fremden, die itzt Hrn. Tissots halber hier sind, ist der Bischof von Noyon, Broglie, Bruder des bekannten Marschalls, wir hatten schon in Genf die Ehre, ihm vom Residenten Hennin vorgestellt zu werden, bey dem wir zusammen Mittag assen. Er ist ein sehr artiger Herr, uns erzeigt er täglich eine ganz besondere Güte; er will an Schweden Wirkungen der Begeisterung zeigen, die ihm König Gustaf von Schweden in Paris eingeprägt hat, da er die Ehre gehabt, dem Könige aufzuwarten, er spricht täglich davon, wie sehr der König in Paris und ganz Frankreich geliebt worden. Ausserdem sind hier verschiedene vornehme Frauenzimmer aus Frankreich, um ihre Gesundheit von Hrn. Tissot wieder zu bekommen, wie die Gräfinn von Clermont-Tonnerre, Dame d'Atours am französischen Hofe, und viele andre, denen allen der Bischof Broglie uns vorgestellt hat, wodurch wir in ihre Gesellschaften und Kreise aufgenommen sind. Sonst sind hier viele Ausländer,

die

die auf der Akademie studiren, wie der junge Prinz von Elboeuf, Sohn der Gräfinn von Brionne, Graf Rasumowsky von Rußland, ein Sohn des von der Kaiserinn Elisabeth erhobenen Hetmans der Kosaken, nebst vielen andern. Hier haben wir auch mit dem Marquis de Gentils de Langallerie Bekanntschaft gemacht, der 1738 in Schweden gewesen, und noch ein schwedisches Lied zum Andenken seines ehemaligen Aufenthalts singen kann, er ist auch in der Türkey gewesen, itzt bey Jahren, aber sehr munter. Wir hieltens für unsere Schuldigkeit, nach Hrn. Ritter Beylons *) Angehörigen zu fragen, da Schweden so viel Antheil an ihm hat, daß wir ihn für unsern Landsmann, auch, seitdem wir in Paris seine Bekanntschaft gemacht haben, für unsern Freund rechnen. Sein Bruder, der Capitain Beylon ist sehr artig und wohl bemittelt, ist in Indien in holländischen Diensten gewesen, wohnt itzt in einem schönen Hause auf einer Anhöhe, die eine reizende Aussicht hat: seines Bruders Sohn hat eine Fayencefabrik daselbst angelegt, die recht schön ist, es sind viele Arbeiter da. Capitain Beylon ist in der chinesischen und indianischen Handlung und Lebensart sehr erfahren.

Nun die hiesige Akademie betreffend. Sie hat nur 7 Professoren, die für die Studirenden Vorlesungen halten. Gradus giebts in keiner Facultät, man ordinirt nur Minister oder Prediger, es ist der Rector

*) Königl. schwedischen Lecteurs und Ritters vom Nordstern.

Rector der Akademie, der ihnen die Hände auflegt. Ich erwähnte im vorigen Briefe, daß man hier weit orthodoxer ist, als in Genf, eben diesen Ruhm giebt man dem ganzen Canton Bern. Die Professoren sind höflich und belebt, grosse Polyhistoren, wie ich daraus schliesse, daß der Professor der morgenländischen Sprachen in der Staatskunst Vorlesungen hielt, ausserdem an einer Histoire universelle arbeitet, die besser werden soll, als die wir haben, welches wol nicht sehr schwer ist, ja gar, als er nur 13 Jahr alt gewesen, schon ein Buch über einige Kapitel im Koran herausgegeben, überdis noch mehrere Werke geschrieben und herausgegeben hat. Die Bibliothek der Akademie im Collegienzimmer ist gleichwol eine sehr magere Vorrathskammer der Schätze des menschlichen Verstandes; man hat erst neulich zu sammeln angefangen, sie ist noch nicht groß. Einige wenige Handschriften sind hier, unter andern das Baseler Concilium, das mehr als das gedruckte, nemlich die Fortsetzung enthält, denn diese Kirchenversammlung wurde zuerst in Basel gehalten, und nachher in Lausanne fortgesetzt.

Mit Hrn. **Seigneux de Correvon** haben wir hier Bekanntschaft gemacht, er ist Banneret in Lausanne, welches im Magistrat eine der höchsten Würden ist; er hat eine Menge Arbeiten, sowol eigne als Uebersetzungen aus dem Italienischen, Spanischen, Deutschen, und Englischen ins Französische herausgegeben, alle diese Sprachen versteht er sehr wohl: er ist gegen 80 Jahr alt, allein so munter

und

und lebhaft, daß man ihm kaum 60 zutrauen sollte, er list und schreibt noch ohne Brillen. Er schenkte mir seine Lettres sur la Découverte de l'ancienne Ville d'Herculane, à Yverdon, 1770. 2 Bände in 12. Er gab mir auch Gazette littéraire de l'Europe. Nro X. du 6 Juin. 1768., worin eine rare Handschrift gedruckt ist, die Hrn. Seigneurs Bruder in einem dem Grafen Starhemberg gehörigen Schlosse im österreichischen Flandern gefunden hat; sie handelt von Balthasar Gerard, der sich anbietet, den Prinzen Wilhelm von Oraniennassau zu ermorden, welches er nachher in Delft den 10. Jul. 1584 mit drey Pistolkugeln ausgeführt hat. Hr. Seigneur de Correvon hat auch gegen die Torturen geschrieben, und war sehr vergnügt, daß der König von Schweden die Rosenkammer abgeschafft hat. Addisons schönes Werk von der christlichen Religion hat er übersetzt, und es der Königinn von Schweden zugeschrieben. Ferner Hrn. v. Hallers Usong und dessen Discours sur l'Irreligion. Er hat de la Dévotion à la Campagne geschrieben, auch Memoires pour servir à l'histoire du Roy de Prusse, Amsterdam 1761. in 2 Bänden. Er ist Urheber der Bibliotheque Italique, davon er in Gesellschaft mit andern 18 Octavbände herausgegeben hat. Von den Mémoires Oeconomiques de la Société de Berne hat er verschiedene geschrieben, die theils den Preis, theils das Acceßit erhalten haben. Noch ist von ihm l'Etat de Corse traduit de l'Anglois de Boswell, Londres 1769. 2 Bände; le Sage dans la Solitude traduit de l'Allemand de Mr. *Crugott*

de

de Breslau. Von verschiedenen gelehrten Gesellschaften und Akademien ist er Mitglied, auch Président de la Societé charitable établie à Lausanne u. s. w.

Hier ist auch eine Assemblée litteraire von beiden Geschlechtern, die wöchentlich zweymal bey einer von den Frauen, die Mitglieder sind, zusammen komt; wir haben diese Gesellschaft auch bey Frau **Vatteville**, aus den ältesten und vornehmsten Familien in Bern, besucht. Es sind darin viele Frauenzimmer und Gelehrte, unter diesen ein Theil der Professoren, zusammen; man list aus einem schönen Schriftsteller, nachher urtheilt man darüber mit Geschmack, den das schöne Geschlecht feiner, delikater und zarter hat, als wir. Man hatte **Gesners** Idyllen in französischer Uebersetzung vor sich. Unter anderm Frauenzimmer waren zwey Töchter von **Rapin Thoiras** da, die Baroneßinn von **Frisheim** und Frau von **Blaquiere**, die von Holland hierhergekommen sind, und sich itzt beständig hier aufhalten.

Haben Sie Hrn. **Neckers** Lobschrift auf **Colbert** gelesen, die den Preis in der Academie françoise gewonnen hat, obschon Hr. **Necker** seinen Namen nicht angeben wollen? Man hat es in Genf, Hrn. **Neckers** Vaterstadt, nachgedruckt. Hier hat man von dieser Schrift einen lustigen Einfall: L'Eloge de Mr. *Colbert* est une Lettre de change tirée par Mr. *Thomas*, endossée par Mr. *Necker*, présentée à l'Academie, protestée par le Public, et acquittée par Madame *Necker*. Hr. **Necker** ist vormals Banquier gewesen, und Hr. **Thomas** soll

soll sie haben aufsetzen helfen, das übrige versteht sich von selbst.

Auf dem Rathhause ist eine schöne alte lateinische Inschrift in Marmor, die 1739 am See, an einem Orte, genannt Vidi, ½ französische Meile von der Stadt nach Genf zu, wo auch ein alter Haven ist, gefunden worden. In dieser Inschrift werden Lousonnenses genannt, woraus man schließt, daß die Stadt Lausanne dort gelegen, und nachher dahin, wo sie itzt liegt, verlegt worden. Ich will die Inschrift einrücken, Sie können unsern Alterthumsforschern damit ein Vergnügen machen: SOLI. GENIO. LVNAE. SACRVM. EX. VOTO. PRO. SALVTE. AVGVSTORVM. P. CLOD. CORN. PRIMVS. CVRATOR. VIKANOR. LOVSONNENSIVM. II. IIIIII. VIR. AVGVSTAL. C. C. R. CONVENTVS. HEL. D. S. D. Die Inschrift ist aus der Antoniner Zeiten im andern Jahrhunderte: hier wird vom Conventus Helveticus gesprochen, folglich war damals schon ein helvetisches Corps, das seine Zusammenkünfte und Landtäge hielt. Neben Vidi hat auch ehemals eine grosse Stadt Namens Carpentras gestanden, dis beweiset man aus alten Münzen, die daselbst in der Erde gefunden werden.

Aussen vor der Stadt Lausanne auf einer Höhe liegt das Schloß, wo der Baillif oder Landvogt wohnt, den die Obrigkeit von Bern als Statthalter herschickt, sein Dienst währt nur 6 Jahr, dann wechselt man und schickt einen andern. Noch höher, auf einer ansehnlichen Höhe, ist das Signal,

das

das man in Kriegszeiten den Nachbarn zur Nachricht anzündet; hier ist die schönste Aussicht, die man wünschen kann, die ganze Stadt, der See, die Weinberge, die Wälder, das Land, die savoyischen Berge auf der andern Seite des Sees, geben hier die reizendsten Abwechselungen. Der See ist hier klar, wie ein Spiegel, mitten auf dem Spiegel aber sind einige Ungleichheiten oder Wallungen, die vielleicht von der durchgehenden Rhone kommen. Ein vortreflicher Spatziergang, genannt Montbenon, ist auch vor der Stadt, überall mit Bäumen bepflanzt, und mit Bänken zum Sitzen versehen, die Aussichten sind hier unvergleichlich. Auf diesem Platze werden des Sonntags die Soldaten geübt, darunter verstehe ich Bürger und Bauren, die alle in gewisse Regimenter und Compagnien eingezeichnet sind. Kein Schweizer darf heirathen, ehe er ein Zeugniß vom Major aufweiset, daß er Uniform und Muskete hat, und gut exerciren kann. Wir sahen die Grenadiers Sonntags Vormittags zwischen den Predigten exerciren; sie waren wohl gekleidet, und machten die Handgriffe mit Fertigkeit. Nachmittags exercirte die Infanterie nicht so gut; sie standen zu dicht aufeinander. Zweymal im Jahre, im Frühlinge und Herbste, kommen sie zum Exerciren zusammen, jedesmal 6 Sonntage aneinander; macht jährlich nur 12 Sonntage. Nun eben bekamen sie Urlaub wegen der Weinlese, die nun bald angeht; sie ist in der Schweiz allzeit später, als an andern Orten, weil dis Land der Lage nach das höchste, und von allen weintragenden Län-

dern

dern das bergigste und kältste ist; die Lage können Sie sich nicht besser vorstellen, als wenn ich Ihnen sage, daß man an einigen Stellen die Sonne den Winter durch täglich nicht mehr als 2 Stunden sieht; ein Professor sagte mir, er habe in Ormont, 12 Meilen von Lausanne, von Aufgang bis Untergang der Sonne gepredigt, und doch sey die Predigt nicht über drey Viertelstunden lang gewesen. Mitten gegen Lausanne über im Herzogthume Chablais liegt ein grosses Dorf, Evian, wenn ich mich recht besinne, tief in einem Thale zwischen Bergen, die das Thal von allen Seiten, ausser gegen Norden, wo der See ist, einschliessen; hier sieht man die Sonne nicht mehr als drey Monat im Jahre, 9 Monate sind die Einwohner ohne Sonne, und müssen sich mit gebrochenen Lichtstrahlen behelfen: gleichwol sind sie grosse, starke, fette Leute, und befinden sich wohl. Rousseau spricht in seiner Heloise von diesem Dorfe. Wir sahens einmal über den See, als wir die Lage von Vidi, wo Lousonnium und Carpentras ehemals gelegen hat, besahen. Die Reize der Lage, die Schönheiten der Weinberge, sind hier durchaus nicht zu beschreiben. In einem Dorfe Cour sahen wir die Leute beschäfftigt, Wallnußöl zu pressen, den man hier häufig ans Essen gebraucht. Hier assen wir vortreflichen Rohm, und hatten Rockenbrod, das sonst ausser Savoyen und der Schweiz so selten ist. Daneben war ein schöner und grosser Garten, einem Banneret in der Stadt gehörig. Nun begegneten wir grossen Rindviehheerden, die von den Bergen herunterkamen;

men; es war den 8ten October; sie waren den ganzen Sommer auf den Alpen in der Weide gewesen; zuweilen treibt man sie im May, zuweilen im Junius hin, nachdem die Jahrszeit ist. Ein Hirt miethet die Kühe, um die Milch für den ganzen Sommer zu haben, für jede Kuh bezahlt er einen Louisd'or, dann liefert er die Kuh in gutem Stande wieder ab; dergleichen Hirten heissen hier Fritiers. Wie groß und fett die Kühe aber auch sind, glaubt jemand, der sie nicht gesehen hat, kaum; sie sind wie die größten Büffelochsen, mit grossen Wammen, palearia nennts Virgil, die Franzosen fanon, sehn wild aus, torvum tueri, als Stiere; jede hat eine Schelle an ihrem fetten und grossen Halse, es klingt, als läutete man in einem Kloster zur Messe. Die Kälber, die diesen Sommer über auf den Alpen gefallen, sind schon so groß, wie mäßige Ochsen. Ich beschreibe diese Kühe, weil sie ein vorzügliches Stück von dem Einkommen der Schweizer und den größten, ja fast einzigen Artikel ihrer ausgeführten Waaren ausmachen, die in Käse und Vieh bestehen; auch um zu zeigen, was für grossen Nutzen Alpen und Gebirge in der Haushaltung und dem Handel haben, welches mancher kaum denken sollte.

Ehe ich den Brief schliesse, kann ich Hrn. von **Voltaires** Verse auf den artigen und rechtschaffenen Prälaten de **Broglie** nicht vorbeylassen, der bey seiner ersten Ankunft hieselbst in dem Hause wohnte, worin Hr. v. **Voltaire** ehemals gewohnt hat, ehe er nach les Delices vor dem Genfer Thore

re gezogen, von da er nachher nach Ferney umgezogen ist, denn er hat hier in der Schweiz wol zehnmal die Stelle geändert, ehe er seine Pfähle auf französischem Boden zu Fernex aufgeschlagen. Er schrieb auf den Bischof bey dessen Ankunft in Lausanne, folgendes aus dem Stegereife:

Monsieur l'Eveque de Noyon
Est à Lausanne en ma maison
Avec d'honnetes Hérétiques;
Il en est aimé, dit-on;
Ainsi que des bons Catholiques.
Petits embryons frénétiques
De *Loyola*, de Saint *Medard*,
Qui troublâtes longtems la France,
Apprenez quoiqu'un peu tard,
A connoitre la Tolérance.

Wunderbar ists nicht, wenn ein gefälliger und höflicher Herr von allen geliebt wird, er hat so viele Güte für jedermann. Sehn Sie nur den Abschied, den er uns schrieb: Mille regrets, Messieurs, de Vous avoir connus, et de ne pouvoir Vous fixer assés longtems, pour profiter de toutes les connoissances, que Vous avés acquises dans les Voyages, que Vous avez soû faire, et qui tourneront surement à l'avantage d'une Patrie, dont les François font tant de cas, et d'un Souverain, qui a emporté tous les coeurs de ceux, qui comme moi ont eu le bonheur de Lui faire leur Cour. Erhält Hr. de Broglie seine Gesundheit wieder, wie alle so sehr wünschen, so vergrössert dis Hrn. Tissots Credit nicht wenig. Wir haben hier auch mit dem

 Baron

Baron de Montolieu, Ritter vom militairischen heiligen Karlsorden von Würtemberg, einem artigen mit vielen Kenntnissen versehenen Manne, Bekanntschaft gemacht. Genug für Lausanne und diesen Brief.

Neunter Brief.

Bern, den 13ten October, 1778.

Von Lausanne reiseten wir den kleinen Jura hinunter, und kamen durch einen Wald, der völlig Schweden glich; hier sahen wir, seitdem wir aus dem Vaterlande gereiset sind, zum erstenmal Gärdesgårdar und Grindar; *) der Weg ist schön, und die Aecker wohl gebauet. Wir kamen durch die Stadt Meudon, lateinisch Melodunum, die nichts merkwürdiges für neugierige Augen hat. Ueber den Fluß Broyn ist eine schöne Brücke, ehe man nach

*) Gärdesgårdar lautet in der gemeinen Aussprache fast wie Jersgholar; sind eine in Schweden fast allgemein gebrauchte Befriedigung der Felder, Wiesen, Aenger und so gar der meisten oft sehr weitläuftigen Waldungen von schräge aufgesetzten grobgehauenen kurzen tannenen Latten, die an lothrecht eingeschlagene Pfähle bevestiget werden. Grindar sind darin angebrachte Hecke gleichfalls von Latten.

nach Peterlingen, einer kleinen Stadt, auch im Canton Bern, komt. Von hier kamen wir durch einen Theil des Cantons Freyburg, der wohl bebauet ist: die Aecker standen grün, und die Anger waren voller Heerden. Dann zur Stadt Avenches, lateinisch Aventicum; hätte ich sie aber auf deutsch genannt, so hätten Sie mich, ohne Nachschlagen, kaum verstanden, denn die Deutschen beliebens Wiflisburg zu nennen, welches eine Mißgeburt von Namen ist, die nachher eine Mißgeburt von Geschichte oder Fabel, von einem Wiflis u. dgl. zur Welt gebracht hat. Die Deutschen radebrechen ziemlich oft Namen von Oertern, wie Venedig anstatt Venetia *); hier in der Schweiz aber haben sie sich ein Privilegium genommen, sie ganz umzutaufen. Diese Stadt ist wegen ihrer Ueberbleibsel von römischen Alterthümern merkwürdig: es sind hier grosse Säulen von weissem Marmor, Mauren von einem Tempel, Mosaiken, wovon der größte Theil nach Bern abgeführt worden; die alte Stadt lag ein kleines Stück von der neuen. Mit der Beschreibung dieser Alterthümer will ich mich nicht aufhalten, da Hr. Schmidt eine weitläuftige in 4

 Quart-

*) Wir Deutschen gestehn und verdammen itzt diese Sünde, vielleicht ist dis schon der Anfang zur Besserung. Griechen und Lateiner habens uns gelehrt; und unsere witzigen Nachbarn treibens noch itzt weit ärger. Die nordischen Sprachen sündigen uns gemeiniglich hierin nach.

A. d. U.

Quartbänden mit Kupfern herausgegeben hat, wovon auch eine neue und vermehrte Auflage gemacht worden. Eine Anmerkung will ich hinzusetzen, die noch niemand gemacht hat, daß kein weisser Marmor in der ganzen Schweiz gefunden wird, folglich diese Pfeiler und grosse Marmorblätter aus andern Ländern von den Römern hieher gebracht sind, wie diese nie zu kleinmüthig waren, die schwersten Dinge zu unternehmen; man denke nur an die ungeheuren Granitobelisken, die sie von Egypten und zwar zu einer Zeit überführten, da die Schiffahrt ohne Kenntniß von Magnetnadel und Kompaß noch so unvollkommen war; den weissen Marmor haben sie vermuthlich in Italien genommen. Hier ist der letzte Ort, wo das Französische die Landessprache ist; die Stadt Morat, Murten, wodurch wir nachher kamen, ist der erste, wo man deutsch redet: zwischen beiden Städten sind nur 4 kleine französische Meilen. Allein weder das Französische an jenem noch das Deutsche an diesem Orte ist gut; auf den Grenzen können die Sprachen nicht rein und ungemischt seyn; so gehts überall auf dem Erdboden, eine dritte Sprache entsteht allzeit aus der Mischung beider. In dieser Absicht wird das Deutsche, so wie es überall in der Schweiz gesprochen wird, nur für eine besondere Mundart gerechnet. Die Schweizer haben nicht nur eine harte Aussprache, (ihr K und Ch holen sie tief aus der Kehle, mehr noch als die Araber) auch die Worte selbst sind verschieden. Manche Oberdeutsche, die hieher gekommen sind, und ihre Sprache gesprochen haben, sind nicht verstanden

standen worden; einige haben geglaubt, sie sprächen Französisch, sie haben Dollmetscher gebrauchen müssen. Eben so haben Schweizer mir gesagt, so lange sie sich auch in Deutschland aufgehalten, und so viel Mühe sie sich gegeben hätten, rein zu reden, habe man sie doch an ihrer Aussprache sogleich für Schweizer erkannt. Man kann nicht eben das vom Französischen sagen, wie es in Genf, Lausanne, Neufchatel, und überall im Pays de Vaud gesprochen wird, sie behauptens so rein als am französischen Hofe zu sprechen; zwar haben mir einige Franzosen gesagt, daß sie dennoch eine gewisse ihnen eigene Ausrede haben, die Worte ziehen, u. dgl. Sonst sind auf dem Lande mehrere verschiedene Sprachen und Mundarten, sowol in der deutschen als französischen Schweiz; von einer gewissen Gegend, wo man glaubt, daß noch Gothisch gesprochen werde, und wo die Einwohner für Nachkommen von Schweden gehalten werden, will ich einander mal reden. Ich komme zu Murten zurück. Etwa eine französische Viertelmeile, ehe man zur Stadt kommt, ist am Wege ein merkwürdiges Knochenhaus, mit den Gebeinen der alten Burgunder oder Bourguignons, angefüllt, die ihre Armee zu einem Andenken zurückließ, hoc sui monimentum reliquit, wie hier sehr lakonisch und wohl gesetzt ist, als sie 1476. von den Schweizern eine gänzliche Niederlage erlitten: doch wars unter der Anführung des mächtigen Herzogs von Burgund, **Karl des Verwegenen oder Kühnen**, der auch Franchecomte und die Niederlande besaß, und damals

mit einer starken Armee Murten belagerte. Dieses Beinhaus oder Ossarium ist wie eine Kapelle von Steinen gebauet, und mit den Knochen der Burgunder angefüllt, die in eine besondere Ordnung gelegt sind. Aussen an der Mauer sind lateinische und deutsche Inschriften. Die lateinische lautet so: D. O. M. *Caroli* inclyti et fortissimi Burgundiae Ducis exercitus Moratum obsidens ab Helvetiis caesus hoc sui Monumentum reliquit a:o. MCCCCLXXVI. Drunter stehn deutsche Verse desselben Inhalts, vom Hrn. v. Haller, der auch folgende untenstehende Inschrift gemacht hat: Sacellum, quo reliquias exercitus Burgundici ab Helvetiis a:o MCCCCLXXVI. caesi pia antiquitas condidit, renovari viasque publicas jusserunt rerum nunc dominae Reipublicae Bernensis et Friburgensis anno MDCCLV. Auf der andern Seite des Weges ist auch eine Inschrift in deutschen Versen, ebenfalls vom Hrn. v. Haller; sie sind schön, denn andre können aus seiner Feder nicht fliessen. Die Stadt Murten liegt an einem See gleiches Namens, gegenüber sieht man die hohen Berge von Neufchatel und der Franchecomte.

Von hier reiset man durch einen Wald nach Bern. Der Weg ist schön und sandig. Hier sind wieder schwedische Zäune und Hecken, der Wald ist voll Tannen und Fuhren, wir glaubten im Vaterlande zu seyn; es war uns lustig zu sehen, wie wohl es eintrifft, daß man uns in Italien so oft für Schweizer genommen, weil Svezzese und Svizzero so ähnlich lauten, da die Schweden (Svezzesi)

in Italien nicht so bekannt sind, nimt man das nächste und bekanntste: wir liessen dis oft geschehen, weil wir damit den gewöhnlichen Fragen in grossen Gesellschaften entgingen, die uns so zuwider waren, weil wir jedesmal roth wurden, und nicht zu antworten wußten: z. B. während des Reichstags wurde immer gefragt, warum die Stände ihren König nicht krönen wollten, der mit seinen erhabnen Eigenschaften ganz Europa in Bewunderung setzte? Obs Schweden allein sey, das sie nicht sehe? u. dgl. Als Svizzeri aber entgingen wir dem allen, und noch mehr dergleichen. Sonst heißt ein Schwede auch Suedese, besonders in Rom, an andern Orten aber ists nicht so gebräuchlich. An einigen Stellen nahmen sie uns auch für Schotten, Scozzesi; oft verwechselten sogar die Gelehrten Suecia und Suevia und schrieben Suevi, als wären wir aus Schwaben gewesen. Die Italiener machen einen Mischmasch von Geographie, sie heissen fast alle andern Europäer Ultramontani, sie seyn Deutsche, Franzosen, Engländer, Schweden u. s. w. Die Deutschen nennen sie auch Gothi oder Goti, wenn sie ihren Geschmack mit Verachtung bezeichnen wollen; so hieß **Winkelmann** in der Schrift, die gegen ihn zu Neapel herauskam, Goto.

Doch nun zu Bern. Am Thore fragte die Wache uns nur um Namen, Geburtsort, und wo wir in der Stadt abtreten würden, das war alles. Kein Visitiren noch Aufhalt wie in andern Ländern: alles ist frey, und so gehts die ganze Schweiz von Genf an durch und durch. Die Stadt Bern ist

groß und schön, mitten auf den Strassen sind breite Rinnsteine, an den Seiten bedeckte Schwibbögen zum Gehen, wie in Bologna, Padua, Turin u. s. w. hier aber sind sie besser und mit grossen breiten und platten Steinen belegt, worauf sehr bequem zu gehen ist, dagegen sind die Strassen selbst mit kleinen und zuweilen spitzigen Steinen übel gepflastert. Alle Pforten und Thüren werden hier verschlossen gehalten, zuweilen muß man lange genug klopfen, ehe man einkomt, an andern Orten ist das nicht so gemein. Die Lage an der hier vorbeyfliessenden Aar ist schön. Die Stadt ist am Ende des 12ten Jahrhunderts von Herzog **Berchtold**, oder **Bertold** V. von Zäringen angelegt, war aber damals nicht so schön; es steht ein Thurm in der Stadt, der damals das Stadtthor war, an diesem Thurme ist die Inschrift mit goldenen Buchstaben: *Berchtoldus V.* Dux Zaering. Rector Burgund. Vrbis Conditor, turrim et portam fecit Anno MCXCI. Ea renovata MDCCLXX. Die Regierungsform ist aristokratisch. Die höchste Gewalt besteht in dem grossen Rathe, der Rath der Zweyhunderte genannt, ohngeachtet 299 darin seyn dürfen und sollen. Es dürfen niemals 300, und nie weniger als 200 Rathsherren seyn. Dann ist der kleine Rath von 25 Rathsherren, die mit den beiden Avoyers oder Schultheissen 27 ausmachen: in diesem wohnt mit der ausübenden Macht die Seele der Regierung, dagegen der grosse Rath, in dem auch der kleinere einbegriffen ist, die höchste Macht besitzt. Die Häupter, die in den Räthen den Vorsitz haben,

heissen

heissen französisch Avoyers von Advocatus, auf deutsch Schultheiß von Sculcetus; in der Anrede gibt man ihnen den Titel Excellenz, den auch der kleine Rath überhaupt hat, spricht man in Lausanne u. s. w. von der Regierung, so heißts allzeit: Leurs Excellences de Berne. Von den beiden Schultheissen ist allzeit einer regierender Schultheiß, der das Jahr Vorsitz, Vortrag und alle Anordnungen hat. Um zum Mitgliede des grossen Raths erwählt zu werden, muß man volle 29 Jahre haben, und wenigstens im 30sten seyn, da man aber zu keiner Wahl schreitet, bis 80 Mitglieder fehlen, (so viel selten eher als jedes zehnte Jahr aussterben,) so komt man nicht leicht dazu, bis man 37 oder 40 Jahr alt, folglich, um drin zu sitzen, reif ist. Dann aber ist man an Arbeit und Geschäfte nicht gewohnt, bekomt also Eckel dran, und wird sorglos, denn in dem Alter erwirbt man sich selten eine neue Gewohnheit, am wenigsten die zu arbeiten; so sind alle menschliche Anstalten Unvollkommenheiten unterworfen. Um zum kleinen Rathe wählbar zu seyn, muß man vorher Bailli oder Landvogt gewesen, und um Landvogt zu werden, muß man verheyrathet seyn, darohne erhält man keine Landvogtey: ein weises Gesetz, die Ehen, und dadurch die Theilung der Güter zu befördern. Die Wahl geschieht theils durch Ballotiren oder Umstimmen, theils durch eine Art Loos; sittliche Gründe und Glück müssen also beide zusammentreffen, um jemand zum Rathsherrn zu machen, fast wie in Venedig. Man rühmt die Gerechtigkeits-

liebe

liebe und Unpartenlichkeit der Regierung und obrigkeitlichen Personen, es ist hier gegen das point d'honneur, Geschenke zu nehmen, sie sind unbestechbar: daß der Aufwand des Ueberflusses hier nicht eingerissen ist, trägt unter andern als eine Ursach dazu ben, doch fängt man in Bern mehr als an andern Orten in der Schweiz an, schöne Kutschen und Pferde zu halten, Musik und Bälle zu lieben u. s. w. Es ist nicht lange, daß die Berner einen grossen und schönen Saal für Musik und Bal gebauet haben, welches den ältern Orten gar sehr misfallen hat. Sonst sind alle Rathsherren verbunden sich schwarz zu kleiden, insbesondere wenn sie in Amtsverrichtungen sind, so auch in der Kirche einen schwarzen Mantel, weissen Priesterkragen und Degen zu tragen; es sieht lustig genug aus, man sollte sie für Priester mit Degen halten, zuweilen gehn sie auch auf Spatziergängen so: die Jugend trägt auch schwarze Mäntel, aber keine Priesterkragen. Ehemals trugen sie diesen Mantel und Kragen beständig, wenn sie in der Stadt gingen, itzt aber wollen sie sich nicht öfter damit beschweren, als in der Kirche und in öffentlichen Verrichtungen. Das Volk klagt, daß man die alten Sitten ändert, es nimt dis für eine üble Vorbedeutung, und sagt, seitdem man nicht mehr so allgemein mit dem Kragen gehe, sey die Republik nicht so glücklich gewesen. Vor diesem ging man aber auch auf Wirtshäuser, betrank sich, verdarb seinen Kragen u. s. w. itzt thut man das nicht mehr, so haben sich die Zeiten verfeinert. Sie haben auch viel darauf zu sagen, daß die Regierung

itzt

itzt nicht mehr so viele Bären hält, wie vormals; denn ein Bär oder Bärin ist das Wapen der Republik, von dessen Ursprunge man fabelhafte Erzählungen hat. Itzt ist nur Eine grosse Bärin in einem schön gemauerten Graben am Stadtthore. Dieser Graben ist so groß und kostbar, daß er 300000 schweizerische Pfund gekostet hat, welche viel schwerer als die französischen, ja die schwersten itzt in Europa gebräuchlichen sind, ich nehme nur die englischen Pfund Sterling aus: eine schweizerische Livre macht etwa anderthalb französische, doch ists nicht in allen Orten gleich. Vormals ernährte man 6 Bären, itzt aber ist diese Bärin die einzige, die so prächtig gehalten wird. Eine Frau hat eine grosse Summe zum Unterhalt der Bären vermacht. Hier sind schöne Spatziergänge. Eine Terrasse bey der grossen Kirche ist völlig in eben der Fläche als die Kirche und die Häuser, gegen die vorbeyfliessende Aar aber ist sie von einer unglaublichen Höhe, es schaudert einen, wenn man die hohe und stolze Mauer hinab in den Strom sieht. Diese Terrasse wurde etwa im Jahre 1411 gemacht; es ist doch merkwürdig, daß man schon damals zu Anfang des 15ten Jahrhunderts in der Schweiz einen so ansehnlichen Bau hat aufführen können; man hat Ablaßgelder und Almosen in der Kirche gesamlet, um eine solche Mauer aufzubauen, doch glaube ich, daß sie nachher erneuret worden. Die Terrasse ist schön, mit Bäumen bepflanzt, die Aussicht vortreflich. Die Domkirche ist groß, von gothischer Bauart, auf die Terrasse im Jahr 1422 erbauet; merkwürdiges

diges hat sie nicht, als nur, daß in den Fenstern überall gemalte Figuren eingebrannt sind; an der Thür ist in Gipsarbeit das jüngste Gericht, die klugen und thörigten Jungfrauen u. s. w. vorgestellt. Aussen vor dem Stadtthore, wenn man nach Zürich fährt, hat man mit grossen Kosten einen neuen Weg angelegt, die Kosten gehn bis zu 80000 Livres; man hat einen Berg weggesprengt, schöne Terrassen und mit Bäumen bepflanzte Spatziergänge gemacht; grüne Rasen und Weinberge sind auch da, doch der Wein um Bern wird nicht sehr geschätzt. Ueber dem Stadtthore steht die Inschrift: Ponte portisque vetustate labescentibus cura Reipublicae restitutis et ornatis. A. V. C. DLXIX. Salut. MDCCLX. Auf der Anhöhe am Wege ist ein Meilenstein oder Pfeiler mit vielen Basreliefs geziert, auf der Grundlage steht die Inschrift: Civibus et peregrinis gratum opus, relicta veteri via, per loca praerupta, qua natura negare videbatur iter factum atque munitum. Incept. MDCCL. Absolut. MDCCLVIII. Die Zweydeutigkeit in dieser letztern Inschrift, die ohne Komma und alle Unterscheidungszeichen ist, wird gehoben, wenn man iter gleich nach via oder auch nova — — facta atque munita setzt. Der Verfasser dieser beiden Inschriften ist der Landvogt Lerber, vormals Professor in der Rechtsgelehrsamkeit, der durch viele schöne Werke in der Moral bekannt ist, als: *Sigism. Lud. Lerber*, Professor. in Acad. Bern. de Legis Naturalis Summa Liber singularis, Tiguri 1752. in Quart, das er mir geschenkt hat. Er hat auch das Berner

Gesetz-

Gesetzbuch in Ordnung gebracht. Vor einem andern Thore, wodurch man nach Neufschatel fährt, ist ein reizender Spatziergang, Enge genannt, er ist sehr enge; unten fließt die Aar vorbey, und die Aussichten gleichen hier den in Rom, wenn man durch das Thor la Porte del Popolo, und der Tiber nachgeht; eins aber sieht man hier mehr, nemlich die Eisberge und grünen Wiesen auf einmal.

Man rechnet in der Stadt Bern 11 bis 12000 Einwohner, der ganze Ort kann überhaupt 350000 Köpfe haben, er ist nicht nur der größte, sondern man meynt auch, daß er ein Drittheil der Volkmenge der 13 Orte enthalte: nach dieser Rechnung stiege die Anzahl der gesamten Einwohner in den Orten der Eydgenossenschaft auf 1 Million; legt man Wallis, Neufschatel, Genf, die Graubundten, die italiänischen Vogteyen, das Bisthum Basel, die Abtey St. Gallen, deren Unterthanen, ferner den Thurgau und alle Verbundete dazu, die etwa eine halbe Million ausmachen, so hat man für die ganze Schweiz anderthalb Millionen. Ich schliesse mit eben so viel Millionen Grüssen und Segenswünschen über Schweden.

Zehnter Brief.

Bern, den 17ten October, 1778.

Unsere erste Bekanntschaft in Bern war mit dem weltberühmten Hrn. Albrecht Haller. Hier wird

wird er überall in der Stadt vorzugsweise der grosse Haller genannt, nicht zwar, wie viele Reisende es genommen haben, wegen seiner grossen Eigenschaften, so sehr ers auch in dieser Absicht verdient, denn diese wissen hier nur sehr wenige zu schätzen, sonst würde ja auch das von Christo aufgenommene alte Sprichwort hier nicht wahr, daß kein Prophet in seinem Vaterlande beliebt ist, sondern um ihn von mehrern andern gleiches Namens zu unterscheiden, weil Albrecht Haller sehr groß, hoch und schön von Wuchs ist. Wir übergaben ihm das Empfehlungsschreiben, das wir vom Obersten Stahl, nebst vielen Grüssen von den Prinzen von Holstein zu Bologna, die sich vorher hier lange aufgehalten haben, so wie von allen Gelehrten Italiens, Frankreichs, Schwedens u. s. w. an ihn hatten. Ich weiß nicht, ob ich nicht bey einem Haller, anstatt sein wahres Bild mit matten Farben zu schwächen, und von einem so grossen Manne ein unvollkommenes Gemälde aufzustellen, besser thäte, ihn gar zu übergehen; denn ich habe zu viel von ihm und nach ihm zu sagen, und kenne mich selbst zu wohl, als daß ich nicht sehen sollte, wie sehr mich meine Schwäche hindert, ihm auf die Tiefen zu folgen, wohin er mich oft führt. Ohngeachtet er itzt krank ist und Arzneyen braucht, hat er doch die Güte oder die Geduld für uns gehabt, uns täglich freyen Zutritt zu ihm zu erlauben, und diese Erlaubniß brauchen oder misbrauchen wir, so oft wir können; besonders ists, und man bewunderts sogar hier in Bern, daß wenn wir 3 bis 4 Stunden

den bey ihm gewesen sind, und nun weggehen wollen, er uns noch zu bleiben bittet, da so viele andere Reisende klagen, daß er ihnen zu kurze Audienzen gegeben, trocken oder still gewesen, und dergl. Wem wir dis zuzuschreiben haben, ob seiner Zärtlichkeit gegen uns, daß ihn unsere unermeßliche Neu- und Wißbegierde rührt, die mit unsern Reisen zunimt; oder ob ers thut, weil er sieht, daß wir ihn so sehr schätzen und lieben, ama ut ameris; oder auch weil wir Schweden sind, und er die schwedische Sprache sehr wohl versteht, und selten jemand aus Schweden trift, mit dem er von König Gustafs grossen Thaten, von unsern berühmten Landsleuten, **Linné**, **Wallerius**, **Ihre**, **Wargentin**, u. a. reden kann; oder ob er ein gegenseitiges Vergnügen findet, uns von unsern Reisen und Bekanntschaften reden zu hören, wiewol ich in seiner Gesellschaft allzeit mehr conca als canalis bin, um von einem so weitgelehrten Manne desto mehr Nutzen zu ziehen; oder ob es aus einem andern Grunde, aus Sympathie oder so etwas seyn mag, das weiß ich nicht zu sagen: genug, daß wir so glücklich sind, seine Gesellschaft täglich einige Stunden zu geniessen.

Haller ist ohnstreitig der größte und gründlichste Mann, den wir auf allen unsern Reisen getroffen haben. Es ist eben so schwer zu sagen, was er weiß, als was er nicht weiß; ich habe ihn in Sachen, wo ichs nicht erwartete, eben so bewandert gefunden, als in den Wissenschaften, worin ihn die ganze Welt für Meister erkennt, Zergliederungs-

 kunst,

kunst, Steinkunde, Dichtkunst, Physiologie u. s. w. Er kennt die persische und chinesische Geschichte, ja alle Morgenländer, wie er den Norden kennt. Ich setze mir zu Hause mancherley Fragen in allen Materien auf, wo ich Schwierigkeiten finde: er löset sie alle so richtig, daß ich noch keinen Boden bey ihm habe finden können. Zuverläßig bin ichs auch nicht, ders unternehmen will oder kann, eines Hallers Tiefe zu messen. Schwedisch hat er zu Göttingen vom Lector **Roseen** in Gothenburg gelernt. Alle Reden und Memoriale hat er gelesen, die beym letzten Reichstage in Stockholm gedruckt worden sind. Des Königs Rede findet er mit vortreflichen, schönen und männlichen Gedanken geschmückt, in den übrigen Reden findet er viele Mäßigung; ich sehe daraus, sagte er, daß die, so die Feder in den Ständen und Deputationen geführt haben, tüchtige Leute gewesen sind, und sogar in der größten Hitze unter den Parteyen viel kühles Blut gehabt haben; er findet die Beredsamkeit in Schweden so hoch gestiegen, als im englischen Parlamente. Auch **Ulphilas** hat er gelesen, und daraus gelernt, daß Deutsch und Schwedisch ehemals dieselbe Sprache gewesen, die sich nachher abgesondert, und diese einen Theil der Worte, jene einen andern genommen, und beide noch viele gemein haben: viele Worte hat er im Schwedischen bemerkt, die er im Deutschen nicht finden können, als Ost, Käse, Boskap, Vieh, pecus. Er glaubt, alle Sprachen kommen ursprünglich von Einer. In der verdorbenen Mundart, die vom gemeinen Mann im Walliser Lande, wo er sich

lange

lange aufgehalten hat, gesprochen wird, hat er hebräische Worte gefunden, als affare, athmen, schnauben, von אף Nase; eben so im Irländischen. Die Romane, die er geschrieben, sind blos politisch; es war aber nicht, um Romane zu schreiben, noch weniger um über gewisse Laster seines Vaterlandes zu satyrisiren, daß er sie schrieb, sondern nur um sich bey schlaflosen Nächten mit ernsthaften Gegenständen die Zeit angenehm zu verkürzen. So wurden seine Briefe über die Religion an Sonntagen geschrieben; sie waren an einen kranken Freund, der an den wichtigsten Wahrheiten zweifelte, aber sich änderte, und in besserer Ueberzeugung starb. In seinem Roman Usong schildert er einen Despoten, aber einen guten Despoten, der der Gottheit gleich alles nach seinem unumschränkten Willen thut, aber nichts als Gutes will; dis sind die Grundsätze, worin er auferzogen werden muß. Im Alfrid wird ein eingeschränkter Monarch vorgestellt, der stets nach den Gesetzen verfahren will, Gutes thut, und die Menschen unter seiner Regierung glücklich macht; dieser ist itzt in Göttingen gedruckt, aber noch nicht ausgegeben; sein Zweck ist darin gewesen, Hrn. Jean Jaques Contract Social zu widerlegen, worin dieser sagt, da der Fürst seine Macht vom Volke erhalten habe, könne dieses sie ihm wieder nehmen, so bald es ihm beliebe, auch wenn der Fürst nichts böses thäte. Ein solcher Grundsatz kann einen guten Fürsten böse und tyrannisch machen, denn er wird das Volk unterdrücken wollen, um sich in Sicherheit zu setzen. Einen dritten Roman, Fabius

und Cato, hat er geschrieben, der noch nicht gedruckt ist; hierin schildert er eine Republik auf der guten Seite, wie sie seyn sollte, mit guten wirklich beobachteten Gesetzen, mit einer nicht in Frechheit ausartenden Freyheit. Haller ist sehr für eine gute Aristokratie, die Demokratie begünstigt er nicht sehr. Uns sagte er einst: „in Schweden hat man „nun alle Regierungsarten versucht, wir werden „sehn, ob diese letzte glücken wird; unter einem so „guten und weisen Könige kanns nicht anders als „gut gehen." Aber vom Vauxhall in Gothenburg, wovon er neulich in den Zeitungen gelesen hatte, schließt er nicht auf Reichthümer, sondern auf verdorbene Sitten; er haßt den Aufwand, er fürchtet, daß Schweden in Aufwand und Eitelkeit, die die Sitten erniedrigen, sich einen Umsturz bereite. Er liebt Schweden, er glaubt, daß die Gelehrsamkeit in unserm Lande blühet; es war uns sehr lieb, in seinem Munde so vorzügliche Lobsprüche auf unsern Archiater und Ritter von Linné zu hören, andre hatten uns einbilden wollen, er habe die Schwachheit, eifersüchtig auf ihn zu seyn; weg damit, qui invidet, minor: ihm gefällt die Art nicht, wie Hr. Buffon und Hr. Adanson verfahren sind: „man nehme die Botanik, und die ganze Naturgeschichte, „wie sie ums Jahr 1736 war, und wie sie itzt ist, „denn wird man," sagte er, „Hrn. Linnés Verdienste sehen." Er schätzt den Professor und Ritter **Wallerius** ungemein, er hat dessen letzte Ausgabe von der Mineralogie gelesen, und findet sie sehr gut, nur das Latein schmeckt ihm nicht. Hrn.

Ferbers

Ferbers Briefe über Italien hat er gelesen, er rühmt ihn recht sehr: er findet, daß er in vielen Stücken von Hrn. **Wallerius** Grundsätzen abgehe, z. B. darin, daß der Porphyr aus Volkanen und feuerspeyenden Bergen entstehe. Prof. **Bergmanns** Werke giebt er grosses Lob. Den Secretair und Ritter **Wargentin** schätzt er besonders, zuweilen bekomt er Briefe von ihm. Er sagt, es sey ein grosser Schade, daß Hr. **von Dalin** nicht dazu gekommen, Gustaf Adolfs, eines so grossen Königs und Helden, Geschichte zu beschreiben. Er fragte, ob der Canzleyrath Schönberg Hrn. Dalins Geschichte fortsetzt? Den Anfang unsrer Geschichte findet er fabelhaft und ungewiß, und die Abnahme des Wassers nicht wohl erwiesen. Er sprach auch von — — — und hat den schwedischen Merkur mit Vergnügen gelesen. **Bussers** Beschreibung von Upsala hat er auch gelesen. Fast alles schwedische liest er, was heraus und ihm zu Händen komt, eben das gilt von italienischen, deutschen, französischen und englischen Werken. Kein Wörterbuch hat er in diesen Sprachen, so erstaunend groß auch seine Büchersamlung ist; er selbst ist ein lebendiges Wörterbuch, hat ein unglaubliches Gedächtniß, unermeßlich viel gelesen, einen scharfen Verstand und ein gutes Herz: von Wuchs ist er groß, hoch und ziemlich dick, hat einen grossen Kopf, rundes volles Gesicht und hohe Stirne, grosse blaue Augen voll Feuer, spricht mit einem freundschaftlichen Tone, und sieht lächelnd aus, sagt oft artige und gedankenreiche Einfälle, kurz, er ist recht ein grosser, schöner Mann, was man französisch un bel homme nennt:

nennt: er sitzt allzeit in seiner Bibliothek an einem grossen, länglichen mit Büchern und Papieren belasteten Tische; hier ists, wo er Fremde annimt.

Ich habe dis Orakel um ein neues herausgekommenes Buch befragt, das ich eben itzt lese: die Naturgeschichte Helvetiens in der alten Welt, beschrieben von Gottlieb Siegmund Grüner, Bern 1773. 8. das mit vieler Wahrscheinlichkeit behauptet, die ganze Schweiz sey ehemals eine tiefe See, und deren Ufer die Alpen, der Jura u. s. w. gewesen. Haller findet die Beweise nicht bündig, weil die Schnecken und Ammonshörner, worauf Hr. Grüner seinen Satz stützt, in einer weit grössern Höhe gefunden werden, als die Höhe des ganzen Berges Jura beträgt; hingegen findet man wiederum die Schnecken niedrig am Jura und fast mitten am Berge, und die Alpen geben in gleichen parallel und horizontalen Linien nichts, das man dagegen setzen könnte; folglich muß man schliessen, daß wenn es eine See gewesen wäre, die so hoch als die Versteinerungen an den Alpen gestiegen, sie den Berg Jura, ganz Frankreich, und noch weit mehr dergleichen überschwemmt haben müßte. Hat jemand die schweizerischen Berge wohl untersucht, so ists Haller: er findet, daß die niedrigsten aus Cos, Sandstein oder Mollasse, welches einerley ist, bestehen; die etwas höhern oder mittelmäßigen, als der Jura, sind Kalkstein, Marmor, doch nie weisser Marmor, dergleichen es in der ganzen Schweiz nicht giebt: Berge von 6000 Fuß hoch, als die Pyrenäen, sind Schistus oder Schiefer: die wahren

Alpen

Alpen Quarz mit mica gemischt. In der ganzen Schweiz ist nicht das geringste Merkmal von Volkanen oder feuerspeyenden Bergen, gleichwohl giebts Porphyre; er glaubt aber auch nicht, daß diese Steinart eine Wirkung des Feuers ist, wie Herr Cronstedt und Hr. Ferber sagen; übrigens weiß er nicht, obs auch dieselbe Art ist, von der Hr. Ferber spricht. Rothen Marmor findet man genug bey Roche, die ganze Stadt ist davon gebauet, so auch Aigle. Haller hat eine ganz andre Theorie von der äussern Zusammensetzung der Erde, als andre. Hrn. Ferbers Gedanken findet er sehr gut, glaubt aber, daß sein und unser gemeinschaftlicher Freund, Hr. Arduini in Venedig, darin nicht recht hat, daß er Schiefer zur Grundlage der Berge macht; eben so wenig tritt er Hrn. Ferber darin bey, daß alle Seen in Gestalt eines Craters oder Beckens von Volkanen gebildet worden; er glaubt, daß sie aus Bergen entstanden, deren Grundlagen durch Ströme und Bäche zerstört worden, diese haben weiche Erde, Thon oder Gips weggeführt, wodurch die schweren Berge niedergesunken sind, und einen See gebildet haben.

Ich habe Hallern die schwersten Zweifel mitgetheilt, die ich mir aus der Beschaffenheit der Oberfläche der Erde gemacht hatte, um sie mit unsrer angenommenen Geschichte der Erde zu vergleichen, denn hier fand ich den Mann, den ich so lange gewünscht; aber bisher vergebens gesucht hatte. Er sagte mir lächelnd, sein Geist sey zu einem starken Geiste zu schwach. Er findet, wie ich, diejenigen

Schwierigkeiten die größten, die aus der Naturgeschichte genommen werden; um sie zu lösen, glaubt er, daß mehrere Fluthen, wenigstens zwey, die Erde überschwemmt haben; doch haben die höchsten Gipfel der höchsten Berge keine Merkzeichen, daß Wasser da gewesen ist, gleichwol ists dreymal höher gegangen, als der Jura: diese Flüsse haben Schnekken von den Antillen nach Europa geführt, als die Strombi, die hoch auf den Eisbergen, wo kein Mensch wohnen konnte, versteinert gefunden werden. Versteinerte Schnecken in Kristallen auf Bergen beweisen mehr als eine Fluth, wenigstens ist das Wasser zweymal da gewesen, zuerst um die Schnecken, und nachher um die Quarztheile hinzuspülen, die die Kristallen bilden. Er glaubt, die Berge seyn damals weich oder ein Bolus gewesen, und haben also die Schnecken und Fische drin vest werden können. Da man nun Beweise hat, daß überall Wasser gewesen ist, und daß Menschen nicht in der Kälte, die auf den Spitzen der höchsten Berge ist, haben leben können, auch überdem daselbst nichts zu ihrem Unterhalt gewesen wäre, so ist die nothwendige Folge, daß sie von Gott geschaffen sind: ein neuer und starker Grund gegen diejenigen, welche behaupten, die Menschen sowol als alle andere Geschöpfe wären von jeher auf dem Erdboden gewesen, und eine unendliche Reihe von Ursachen annehmen; dieser Beweis hauet die Kette ab, und macht nur Gott zum ersten Gliede. **Moses** selbst setzt zwey grosse Fluthen vest, eine in der Schöpfungsgeschichte, die andere zu **Noahs** Zeit.

Haller

Haller glaubt, die Welt sey lange vorher geschaffen, und der Mensch lange nachher hineingesetzt. Was die 6 Tage anbetrift, so muß man nach Hallers Gedanken unter Tag einen langen Zeitraum, vieleicht 1000 Jahre verstehen: eine Meynung, die auch der Professor der Theologie **Vernet** in seiner Schrift Commentatio de Ortu Mundi juxta *Mosen*, Genevae 1770. 8. vertheidiget hat; wäre es nur ein Tag gewesen, so würden die Thiere alle Pflanzen aufgezehrt haben, die noch klein gewesen wären, und nicht Zeit gehabt hätten zu wachsen, die fleischfressenden Thiere würden mit den andern bald zu Ende gekommen seyn u. s. w. Ich fragte ihn, wie er die übrigen Erscheinungen auf der Erdrinde erkläre, wenn die Wirkungen von Feuer und Wasser zeigen, daß sie mit einander abgewechselt haben, daß eine von dem einem Elemente erzeugte Lage mit einer vom andern erzeugten abwechselt, und sie über und um einander liegen? Er glaubt nicht, daß Feuer überall gewesen, denn man findet es fast nie mitten auf dem vesten Lande, sondern allemal an den Küsten des Meers, und auf Inseln. Um die genannten Erscheinungen zu erklären, nahm er die Insel Ischia, nicht weit von Neapel, zum Beyspiele: sie ist von einem Volkan entstanden, der nun aufgehört hat: was hindert, daß nicht die See aufsteigen und sie überschwemmen könnte, oder daß nicht die Insel vermöge ihrer Schwere ins Meer niedersinken, und Schnecken, Fische u. dgl. darauf kommen, und nachher ein andrer Volkan sie wieder in die Höhe treiben könnte? Die Inseln Santorini im

Archipelag sind auf diese Art durch einen Volkan heraufgetrieben worden, eine ist nachher ertrunken, komt sie nun wieder auf, so sollte man glauben, sie sey älter als die andre, und zwar wegen der Spuren von Feuer, und dann von Erde, auch daß sie vorher bewohnt gewesen, abermals ertrunken und mit Schnecken wieder heraufgekommen, u. s. w.

Doch es würde zu viel, wenn ich unsere Gespräche in allen den kostbaren Stunden, die wir von einem solchen Manne geniessen, anführen wollte. Er schreibt alle Artikel zur Physiologie und Anatomie in der Encyclopedie, die zu Yverdon in Quart gedruckt wird, worüber Hr. Felice Fontana, ein Italiener, die Aufsicht hat, und sich dadurch reich macht: 24 Bände sind schon gedruckt, und man ist erst am Buchstaben I. Haller fieng nicht eher an, Artikel einzusenden, als mit dem Buchstaben F. Vorher hatte er verschiedene Artikel für die Pariser Encyclopedie geschrieben, die itzt in Genf gedruckt wird, für die Supplemente nemlich; ausserdem hatte er alle zur Naturgeschichte gehörige Artikel verbessert, die so sehr fehlerhaft in der ersten Ausgabe waren; allein da man sich unterstand, oft seine Gedanken zu ändern, besonders, wenn man etwas von der Religion darin fand, so hörte er auf, mehr einzusenden, weil Haller weder gottesvergessen denken noch schreiben kann; doch hatte er bis zum F. in den Supplementen geschrieben: wer also Hallers Gedanken vom A bis zum F haben will, muß die Genfer Ausgabe in Folio, von da an die Yverdoner lesen. Itzt läßt er Briefe von Gelehrten an ihn drucken,

drucken, 2 Bände sind schon unter dem Titel herausgekommen: Epistolarum ab eruditis Viris ad *Hallerum* scriptarum. Pars I. Latinae. Vol. I. Epistolae CXCIV., scriptae ab Anno 1727. usque ad Annum 1739. Bernae 1773. Sumtibus Societatis typographicae. in 8. Dieser Band ist dem berühmten Professor Gaubius in Leiden zugeschrieben: es sind verschiedene von dem berühmten Hrn. von Linné, einer von Boerhave, verschiedene von Hrn. Roseen und Hrn. Bäck drunter. Alle Briefe werden 12 Bände ausmachen, die ersten 6 sollen die lateinischen, und die folgenden 6 die deutschen, englischen, schwedischen, französischen und italienischen enthalten. Mancher mögte nicht zufrieden seyn, seine Briefe ans Tageslicht kommen zu sehen, allein Haller hat das, was gewisse Personen und Privatsachen angeht, ausgelassen. Hallers Arbeiten, Gedichte, Flora Alpica und Helvetica, Physiologie, Anatomie u. s. w. sind zu weltbekannt, um hier als Neuigkeiten genannt zu werden. Hallers Leben von Dr. Zimmermann, dem Verfasser des Nationalstolzes, geschrieben, haben Sie gewiß schon gelesen; mich hats mehr als einmal verdrossen, daß ein Linné noch nicht seinen Zimmermann in Schweden, wie Hr. von Haller den seinigen in der Schweiz gefunden hat: doch das wird kommen.

Soll ich von Hrn. von Hallers mannigfacher und grundloser Gelehrsamkeit noch mehr sagen? Ich glaube, Sie sehen es lieber, daß ich als Anekdoten einige von seinen persönlichen Umständen, die mehr oder weniger bekannt sind, berühre. Haller ist zu

groß

groß, um von Lilliputern gesehn, erkannt und geliebt zu werden: er komt mir vor als zu hoch auf einen Berg oder in die Wolken gestellt, um ohne Fernrohr gesehen zu werden; hätten auch einige Augen, die dazu gemacht wären, so würden sie doch einen so wahrheitsliebendenden Mann, der nicht zu schmeicheln, nicht Hofmann zu seyn weiß, der, wüßte ers auch, es doch nie wollte, — so sehr liegt ihm die Wahrheit am Herzen — nicht widerkennen wollen. Er ist Mitglied des grossen Raths, seitdem er im Jahr 1753 von Göttingen gekommen; er ist mehreremale auf dem Vorschlage gewesen, Mitglied des kleinern Raths zu werden, allein es sey Schicksal oder Undankbarkeit seiner Landsleute gegen einen so grossen unter ihnen gebornen Propheten, oder beide zugleich ihm zuwider gewesen, genug er ist, was er allzeit gewesen, ein grosser Mann im Grossen, aber nicht im kleinen Rathe. Gleichwol ist er Landvogt, auch Director der Salzwerke gewesen; diesen Titel giebt man ihm gemeiniglich hier. Ich erinnere mich, was der Graf von Firmian in Mayland uns einst sagte, Bern müßte wol die glücklichste Stadt in der Welt seyn, denn sie habe 27 Männer grösser als Haller. Ich sagte diesen Einfall Se. Excellenz dem Grafen von Erlach, itzt regierendem Schultheissen, als wir neulich bey ihm zum Essen gebeten waren: er lachte herzlich dazu, und sagte, niemand könne Hallern mehr schätzen als er, er habe ihn auch oft in Vorschlag gebracht; allein es hat nicht glücken wollen, und der Graf hat oft Verdruß gehabt, daß er einen

nen so verdienten Mann höher bringen wollen. Ich sprach von allem diesen mit Hallern selbst; er sagte, vormals habe er wol in den kleinen Rath zu kommen gewünscht, und das um seiner Kinder und Familie willen, die einen Glanz dadurch würde erhalten haben, itzt aber wolle er nicht, weil er alsdann den Gehalt, den er von Göttingen als beständiger Präses der königlichen Gesellschaft hat und andere Vortheile verlieren würde, indem hier ein Gesetz ist, daß keiner in dem kleinen Rathe einigen Gehalt von einer auswärtigen Macht oder sonstwoher haben darf. Man hat Hrn. von Haller schon längst angeboten, Kanzler in Göttingen nach **Mosheim** zu werden, allein er hat nicht gewollt; auch hat er den Ruf gehabt, Kanzler in Halle nach dem Freyherrn von **Wolf** zu werden; noch einen Ruf hat er nach England gehabt, aber alles ausgeschlagen; so bekannt und geschätzt ist er auswärts überall. Er ist beständiger Präses der Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, und hat seinen jährlichen Gehalt von dort, wie ich schon gesagt; er schickt viele Abhandlungen und Aufsätze an die Gesellschaft, neulich hat er eine Schrift hingeschickt, worin er seinen und unsern gemeinschaftlichen Freund Hrn. Guettard in Paris, wegen seines Systems von den Schweizergebürgen widerlegt; sonst schätzt er ihn ungemein hoch. Von Hrn. Guettard habe ich Ihnen, wie ich meyne, vorhin von Rom aus geschrieben, als wir täglich dort zusammen umgiengen; er reisete auf Anordnung und Kosten der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris.

Es

Es ist schlechterdings falsch, daß Haller Göttingen aus Nostalgie, Heimsucht, Schweizerkrankheit, oder wie mans nennen will, so plötzlich verlassen, wie man so zuversichtlich als unwahr in einem guten Theile von Europa verbreitet hat; man hätte sagen sollen, man vermuthe es, denn die wahre Ursach war eine Heimlichkeit, die sich itzt wol sagen läßt. Ein gewisser Graf T---i verliebte sich sterblich in Hallers Tochter, die schon mit Hrn. Jenner hier in Bern verlobt war. Die Leidenschaft wurde so heftig, daß Haller für die Folgen zu fürchten anfieng, denn der Liebhaber hatte im Sinn, die Tochter zu entführen. Hr. von Haller hielt die Sache geheim, denn dis war das einzige Mittel wegzukommen, und reisete um 10 Uhr Abends von Göttingen; schrieb nachher unterwegens an Hrn. von Münchhausen, und meldete ihm die ganze Begebenheit, denn er wollte den jungen Grafen nicht in Verhaft nehmen lassen, weil dis der Universität würde Schaden gethan haben. Es ist zu merken, daß Haller demohngeachtet nach Bern, wo er schon zum Mitglied im grossen Rath erwählt war, zurückreisen wollte, auch schon des Königs und Hrn. von Münchhausens Erlaubniß hatte, allein dieser Umstand beschleunigte seine Abreise, und machte, daß er um sie zu verdecken, nicht eher als unterwegens durch Briefe Abschied nahm. Sonst hat Haller von der Nostalgie viele seltene Anmerkungen für die Encyclopedie in Yverdon geschrieben.

Ich fragte Hallern, woher die häßlichen Gewächse, die Kröpfe, kämen? Seine Antwort war,

er

er wisse es nicht; so groß ist seine Bescheidenheit. Ich belustigte mich mit dem Gedanken: jeder Bauer, jedes alte Weib in Savoyen, jeder Postknecht glaubt, er wisse die Ursach; ein Haller, der so viel weiß, als je ein Mensch wissen kann, weiß sie nicht. Ich habe Gelegenheit genug gehabt zu bemerken, daß der obenhinverständige allzeit mehr zu wissen glaubt, als der gründliche. Ein Schiffer im Målar pralt mit seinen Einsichten in die Schiffahrt, wenn ein Ostindienfahrer schweigt. Woher dis? Der eine weiß, daß das Weltmeer keine Grånzen hat, er hat gelernt, daß die Schiffahrt, wie alle andre Wissenschaften, die Schranken des menschlichen Verstandes übersteigt, und man darin, wie in jedem andern, nicht alles wissen kann; der andre weiß, daß die Ufer des Sees nicht weit von einander sind, es ist wenig, was er weiß, aber er hålt sein weniges für alles, und ist in dem Gedanken mit sich selbst vergnügt, denn alle die Schwierigkeiten unbekanter Klippen, das Abweichen der Magnetnadel, die Ungewißheit der Långe, ja daß es ein Weltmeer, einen unendlichen Raum, eine unendliche Tiefe giebt, das weiß er nicht. Haller gestand seine Unwissenheit aufrichtig, doch hat er bemerkt, daß man die Kröpfe meistens an bergichten Orten findet, wie auch auf den Bergen in Macedonien, die ein Fortgang der Alpen sind; er hat sie auf Stellen, sowol hier in der Schweiz als anderswo gefunden, wo das Wasser gut ist, glaubt also nicht daß die Schuld am Wasser liege. Hier in Bern sieht man sie selten. Die ihrer los seyn wollen,

reisen

reisen aufs flache Land, oder auch nach der Seeküste, wie nach Marseille, und wohnen dort, da sie dann mit der Zeit von selbst weggehen; das salzige Seewasser und die Seeluft thun dazu, sie wegzuschaffen. Die größten Kröpfe findet man an den Cretins in Wallis: man nennet dort einige närrische Menschen Cretins, vor denen man recht wie bey den Türken eine besondere Ehrerbietung hat, als wenns Heilige wären; ich glaube das Wort ist von Chretiens gemacht; man hat eine abergläubische Vorsorge für sie, füttert sie wohl, und giebt ihnen alles was sie verlangen; eine Familie, die einen solchen Narren hat, rechnet sich für glücklich; ihre Anzahl, so wie die der Kröpfigen, ist dort unbeschreiblich groß. Sie sehn hieraus, daß Hrn. **von Hallers** Unwissenheit aus Vielwissenheit entsteht, und man von ihm auch in dem lernt, worin er sich selbst als unwissend angiebt. Ich finde, daß die Alten eben wie Hr. **von Haller** der Natur bey den Bergbewohnern diese grossen und scheußlichen Auswüchse am Halse zugeschrieben haben, die auf italiänisch Gozzi heissen, nicht, wie viele gesagt haben Scrofule; diese letzteren sind die so bekannten Ecrouelles, Halsdrüsen, eine Krankheit, die gewisse Könige bey ihrer Krönung durchs blosse Anrühren sollen heilen können. **Juvenal** sahe die Kröpfe bey den Alpenbewohnern als eine ganz gewöhnliche und natürliche Sache an, wie die blauen Augen bey den Deutschen, wenn er Sat. XIII. 162. singt *).

Quis

*) S. S. 70.

Quis tumidum guttur miratur in Alpibus.

Er schließt damit, daß er die Ursach sagt, warum niemand dergleichen bewundert, nemlich, weils eine gewöhnliche Sache, und die Natur daselbst sich bey allen gleich sey:

Nempe quod haec illis natura est omnibus una.

Haller hält nichts davon, wenn Gelehrte sich einander zerfleischen, Streitigkeiten liebt er nicht, er hat nie jemand angegriffen, auch niemals gegen jemand auf andere Art geschrieben, als daß er das, was er in dieser oder jener Sache denkt, höflich und gelehrt zugleich sagt; zwey Eigenschaften die sehr wohl zugleich zusammen seyn können, und allzeit seyn sollten, und woran ich eine wahre Wissenschaft erkenne; dieser Thermometer hat mir nie fehlgeschlagen, wie im Gegentheil dergleichen gelehrter Witz, den alle andere Menschen Grobheit nennen, ein sichrer Barometer zur Schwere des Geistes, der sich zu ihm herabläßt, und ein Anzeiger ist, daß bey ihm nicht viel mehr Bücherverstand als Menschenverstand vorräthig seyn muß. Haller deucht selbst, daß Prof. Caldani dem grossen Morgagni in Padua, der gegen Hallern geschrieben, ziemlich hart behandelt, ungeachtet Caldani Hallers Parteÿ genommen hat. Ich rathe, daß Sie gern wissen mögten, in welchem Verhältnisse Haller gegen seinen Nachbarn Hrn. v. Voltaire steht: ich will Ihnen kurz sagen, daß Voltaire Haller und seine gründliche Gelehrsamkeit eben so sehr fürchtet, als ihn vor Pirons Einfällen in Paris

ris bange war, deswegen er seiner Gesellschaft aus dem Wege gieng. Eine Anecdote, die beide caracterisirt, sollte ich hier anführen, wenn dieser Brief nicht schon zu lang wäre; aber ein Haller ist unerschöpflich, und es ist meinem Herzen selbst eine wahre Freude, Sie mit ihm zu unterhalten.

Ich habe Haller nicht Baron (*) genannt, wie man ihn überall, auch der Oberste von Stahl in seinen Briefen, ausgenommen in der Schweiz, nennt. Denn hier ist ein Gesetz, daß keiner im Rathe seyn, und zugleich adlichen Namen oder adliches Wapen, wenn ers von fremden Mächten erhalten hat, brauchen darf; doch im Handel und Briefwechsel mit Ausländern braucht man es frey; so hat Hr. von Haller sein adliches Schildzeichen auf dem Empfehlungsschreiben gebraucht, das er uns an den Hofrath Heyne in Göttingen gegeben. Ich habe vergessen, Haller zu fragen, obs der Kaiser oder der König von England ist, der ihn zum Freyherrn gemacht hat, gleichviel, er ist grösser als alle Titel, und weit über dergleichen Kleinigkeiten hinaus, die in unsere Unterhaltungen mit einander sich nicht einmischen konnten. Es ist leicht, einen Haller zum Baron, aber nicht leicht einen Baron zum Haller zu machen. Ich erinnere mich, daß König Franz I. von Frankreich den Tod Leonardo da Vinci's unbeschreiblich bedauert hat; als ver-

(*) Die freyherrliche Würde hat Herr von Haller eigentlich nie gehabt. A. d. U.

verschiedene blaue Bänder, die eben zugegen waren, den König zu trösten suchten, und ihm sagten, er müsse sich um einen so kleinen Mann nicht so sehr grämen u. dgl., antwortete der König: Blaue Bänder und Prinzen dazu kann ich in einem Tage zwölf machen, aber einen **Leonardo da Vinci** kann nur der allmächtige Gott machen, und er macht in jedem Jahrhunderte kaum einen.

Nachschrift. Es wird Ihnen nicht gefallen, daß ich ein Wort von einer Anekdote habe fallen lassen, die so merkwürdige Männer als Haller und Hr. von **Voltaire** caracterisirt, ohne sie anzuführen; und da ich zu meinem Briefe aus Ferney von **Voltaire** eine so lange Nachschrift gemacht habe, so gebührt sichs auch, daß ich itzt aus Bern eine Nachschrift von Haller mache. Die Sache ist die, daß Hr. von **Voltaire** 1759 einen Brief an Hrn. Haller, damals Landvogt in Aigle und Director der Salzwerke, schrieb, der so lautete:

Voici, Monsieur, un petit Certificat, qui peut servir à faire connoitre ce *Grasset*, pour lequel on demande Votre protection. Ce malheureux a imprimé à Lausanne un Libelle abominable contre les moeurs, contre la Religion, contre la paix des particuliers, contre le bon ordre. Il est digne

d'un homme de Votre probité et de Vos grands talens de refuſer à un ſcélérat une protection, qui honoreroit des gens de bien. J'oſe compter ſur Vos bons offices ainſi que ſur Votre équité. Pardonnez à ce chiffon de papier, qui n'eſt pas conforme aux uſages Allemans, mais il l'eſt à la franchiſe d'un Francois, qui Vous eſtime et qui Vous révère plus qu' aucun Allemand. Un nommé *Verleche* où *Lerveche*, cidevant Précepteur de Mr. *Conſtant*, eſt l'Auteur d'un Libelle ſur feu *Saurin*; il eſt Miniſtre dans un village, je ne ſcais ou près de Lauſanne. Il m'a écrit 2 ou 3 Lettres anonymes ſous Votre nom. Tous ces gens là ſont des miſérables, qui ſont bien indignes qu'un homme de Votre mérite ſoit ſeulement ſollicité en leur faveur. Je ſaiſis cette occaſion de Vous aſſurer de l'eſtime et du reſpect avec lesquels je ſerai toute ma vie

Monſieur,

Votre trèshumble et très obéiſſant ſerviteur *Voltaire*, Gentilhomme ordinaire de la Chambre du Roy, Comte dé Tournay.

A Tournay au pais de Gex par Genève 13. Fev. 1759.

Mit

Mit dem erwähnten Certificat wollte er beweisen, daß Grasset, der gegenwärtig ein reicher Buchführer in Lausanne ist, in seiner Jugend bey seinem Hausherrn gemauset hätte. Lesen Sie unsers Hallers Antwort auf vorhergehenden Brief:

J'ai été veritablement affligé de la Lettre dont Vous venez de m' honorer, Monsieur. Quoi! j'admirerai un homme riche, indépendant, maitre du choix des meilleures Sociétés, également applaudi par les Rois et par le Public, assuré de l'immortalité de son nom; et je verrai cet homme perdre le repos pour prouver qu'un tel a fait des vols, et qu'un autre n'est pas convaincu d'en avoir fait?

Il faut bien que la Providence veuille tenir la balance égale, pour tous les humains. Elle Vous a comblé de biens; Elle Vous a accablé de gloire; mais il Vous falloit du malheur: Elle a trouvé l'equilibre en Vous rendant sensible. Les personnes, dont Vous Vous plaignez, perdroient bien peu en perdant ce que Vous apellez la protection d'un homme caché dans un coin du monde et charmé d'être

ſans influence et ſans liaiſons. Les Loix ont ſeules ici le droit de protéger et le Citoyen et le Sujet. Mr. *Graſſet*, eſt chargé des affaires de mon Libraire. J'ai vû Mr. *Lerèche* chez un exilé que j'ai viſité quelques fois depuis la diſgrace, et qui a paſſé ſes dernieres heures avec ce Miniſtre. Si l'un ou l'autre a mis mon nom ſous des anonymes, s' il a laiſſé croire que nos rélations ſont plus intimes, il aura vis à vis de moi des torts, que Vous reſſentez avec trop d'amitié. Si les ſouhaits avoient du pouvoir, j'ajouterois aux bienfaits du Deſtin; je Vous donnerai de la tranquillité qui fuit devant le génie, qui ne le vaut pas par rapport à la Société, mais qui vaut bien davantage par raport à nous mêmes. Des-lors l'homme le plus célèbre de l'Europe ſeroit auſſi le plus heureux.

Je ſuis avec l'admiration la plus parfaite,

Monſieur

A Roche ce 17 Fevrier 1759.

Votre trèshumble et très obéiſſant ſerviteur

Haller.

Dieſe

Diese Briefe reden für sich selbst: Betrachtungen für Sie darf ich nicht drüber machen. Sie allein beweisen, hätte man auch nicht so viele andere Beweise, wie wenig diese beiden in ihrer Art unsterblichen Männer mit einander verglichen werden können: der eine oberflächig, der andre gründlich: jener Dichter in allem, dichtet und mahlt überall, dieser, beides Dichter und Weltweise, liebt überall Wahrheit und Tugend; jener spricht von Duldung, ist aber selbst unduldend gegen Gott und Menschen, dieser übt beides, Moral und Christenthum; jener reißt ein, dieser bauet; jener vermehrt die Masse der Erdichtungen und Irrthümer, dieser der Wahrheiten u. s. w.

Doch es wird Ihnen angenehmer seyn, wenn ich, nach einem so langen Briefe vom Baron Haller, das übrige auf dieser Seite mit einer merkwürdigen Anekdote von ihm ausfülle, die mir einer seiner vertrauten Freunde erzählt hat. Haller hatte Zweifel gegen die Religion, behielt sie aber ohne das geringste Geräusch, wie nur die kleinen Geister davon zu machen pflegen, für sich. Einige seiner Freunde, die es gemerkt hatten, legten ihm ganz unvermerkt verschiedene englische Bücher vor, die er nahm und las: denn sie wußten genug, daß er nie ein neues Buch sieht, ohne so viel darin zu lesen, bis ers kennt. Dis Lesen gab ihm Anleitung, die Bibel sowol

griechisch als hebräisch, nebst den beßten Erklärungen zu lesen. Sein Bruder trift ihn einst zu seiner größten Verwunderung im Bibellesen. Hr. Haller antwortet, es reue ihn sehr, daß er ein so gutes Buch, das so nützlich und nöthig wäre, nicht vorher gelesen und betrachtet hätte: so sehr man es auch zu verkleinern, und so viel man darauf zu sagen versucht hätte, finde ers dennoch göttlich.

Ende der ersten Abtheilung des dritten Bandes.

Anmerkungen

zum ersten Hefte

des dritten Bandes.

Zum Ersten Briefe.

S. 6. Z. 6.

Sardinien ist seitdem durch einige neuere historische Werke über diese Insel etwas bekanter geworden. Die Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere des Landes hat ein ungenanter Verfasser unter dem Titel: I Quadrupedi di Sardegna. Sassari 1775 in 8. beschrieben. Hier findet man insbesondre umständliche Nachrichten von dem Sardinien eignen Muffelthiere, das zu den Wiederkäuenden gehört. Schädliche und gefährliche Thiere hat Sardinien fast gar nicht, keine Bären, Wölfe, Marder, Iltisse, Maulwürfe, sogar Ratzen und Mäuse sind selten. Eben dieser Schriftsteller hat ferner nach eben der Methode die Vögel beschrieben: Gli Uccelli di Sardegna. Sassari 1776. 8.

Hr. Gemelli, Professor zu Sassari, hat 1776 zu Turin Rifiorimento della Sardegna proposto drucken lassen, ein Werk, worin er den Verfall des Ackerbaues auf der Insel zeigt, und Mittel zu dessen Verbesserung angiebt.

Besonders ist die Geschichte von Sardinien in den letzteren Jahren bearbeitet worden. Der Abt **Cambiagi**, ein junger Gelehrter, Verfasser der Geschichte von Corsika, schreibt sie unter dem Titel: Istoria del Regno di Sardegna, wovon der erste Theil von den ältsten Zeiten an bis aufs Jahr 1257 zu Florenz in 8. herausgekommen ist.

Eine

Eine noch umständlichere und genauere Geschichte von diesem Lande hat Herr Gazani, Staatssekretär für die Angelegenheiten des Königreichs Sardinien, herausgegeben. La Storia della Sardegna, scritta dal' Avocato *Michele Antonio Gazano*, Segretario di Stato per gli affari dello stesso regno. Cagliari 1777. in 2 Quartbänden. Der erste geht bis auf die zwischen den Pisanern und Genuesern im 13ten Jahrhunderte geführten Kriege; der zweyte bis auf die Unterwerfung der Insel unter das Haus Savoyen im Jahre 1720.

Von den Buchdruckereyen auf Sardinien findet man in dem 1778. zu Cagliari von Herrn Vernazza herausgegebenen Werke von den Buchdruckereyen in den Staaten des Königs von Sardinien seit der Erfindung dieser Kunst Nachrichten.

S. 10. Z. 23.

Den öffentlichen Nachrichten zufolge ist dis den Rechten der Menschheit so nachtheilige Recht der Freystätte durch ganz Italien und sogar im Kirchenstaat seit 1778 durch eine päbstliche Verordnung aufgehoben.

Zum 4ten Briefe.

S. 65. Z. 26.

Von dem Erfolge der von Hrn. Saussure und dem Abt Toaldo in Venedig gemachten Versuche mit den Blitzableitern findet man in des lezteren

teren Werke: Dei conduttori per preservare gli edifizi da fulmini. Venedig 1778. umständliche Nachricht. Es enthält eine Samlung von verschiedenen über diesen Gegenstand geschriebenen Abhandlungen, größtentheils von Hrn. Toaldo, selbst auch von Hrn. de Saussure und Hrn. Franklin.

Zum 5ten Briefe.

S. 77. Z. 23.

Hrn. Bourrits Werk ist 1776 in Lausanne unter dem weitläuftigen Titel gedruckt: Déscription des aspects du Montblanc du côté de la Val d'Aoste, des Glacieres qui en descendent, de l'allée blanche, de Cormayeur, des morons ou crêtins, du grand S. Bernard, des reservoirs immenses d'eau au milieu des glaces, et de la découverte de Moutone par *Marc Theodore Bourrit*, Chartre de la Cathedrale de Geneve. In groß Oktav.

Zum 10ten Briefe.

S. 155. Z. 17.

Von den deutschen Briefen gelehrter Männer an den Hrn. von Haller, ist 1777 zu Bern das erste Hundert herausgegeben.

S. 168. Z. 9.

Auf diesen unsterblichen Gelehrten sind schon im vorigen Jahre in der Schweiz zwey Lobschriften erschienen. Eloge historique d'*Albert de Haller*,

ist vom Hrn. Senebier, der sich doch nicht genant hat. Es ist auch ins Deutsche übersetzt. Die andere: Lobrede auf Hrn. von Haller vom Herrn von Balthasar, Basel 1778. enthält viele Nachrichten von Hallers öffentlichen Geschäften und seinen Verdiensten um die Republik.

Hallers unvergleichliche Bibliothek hat wie die Voltairische völlig ein so würdiges Schicksal, wie es von solchen Geistern gemachte und hinterlassene Samlungen verdienen. Jene hat Joseph II. für 2000 Louisdor, und diese Katharina II. für 150000 Livres gekauft. Welche von beyden so legalen Errungenschaften mag die vorzüglichste seyn?

ist vom Hrn. Senebier, der sich doch nicht genant hat. Es ist auch ins Deutsche übersetzt. Die andere: Lobrede auf Hrn. von Haller vom Herrn von Balthasar, Basel 1778. enthält viele Nachrichten von Hallers öffentlichen Geschäften und seinen Verdiensten um die Republik.

Hallers unvergleichliche Bibliothek hat wie die Voltairische völlig ein so würdiges Schicksal, wie es von solchen Geistern gemachte und hinterlassene Samlungen verdienen. Jene hat Joseph II. für 2000 Louisdor, und diese Katharina II. für 150000 Livres gekauft. Welche von beyden so legalen Errungenschaften mag die vorzüglichste seyn?

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Björnståhl, Jacob Jonas, / Groskurd, Just Ernst, / Groskurd, Christian Heinrich,

Jacob Jonas Björnståhl Professors der Philosophie zu Upsala Briefe auf seinen ausländischen Reisen an den Königlichen Bibliothekar C. C. Gjörwell in Stockholm
Bd.: Bd. 3

Stralsund 1779

It.sing. 99 o-3,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10483446-6
VD18 8035050X-001